# Der Allerletzte.

# Der Allerletzte.

## Roman

in neun Büchern

von

**Theodor Oelckers.**

Vierter Band.



Leipzig.
Verlag von Ambrosius Abel,

# Inhalt.

## Siebentes Buch.



## Achtes Buch.



## Neuntes Buch.

# Siebentes Buch.

## 1.

### Die Geburtstagsfeier des großen Mannes.

Moritz hatte sich getäuscht in seiner Hoffnung, daß die herrliche Natur von Rio de Janeiro einen entschieden heilsamen Einfluß auf Ottmar's Gemüthszustand üben werde.

Ein großer Theil der Zeit, die man hier verlebte, wurde allerdings inmitten dieser Natur, in den reizenden Umgebungen der Stadt und auf kleinen Ausflügen hingebracht; nur konnte für Ottmar dabei kaum von einem Genusse die Rede sein. Die bezauberndsten landschaftlichen Bilder, die sich besonders in den benachbarten Bergen je nach dem Wechsel der Tageszeiten und der Beleuchtung in immer neuer Schönheit entfalteten, schienen nur seinen Trübsinn zu steigern und seinen Wahn zu befestigen. Er seufzte über diese Verschwendung von Schönheit, Pracht und Glanz; weil das Schauspiel, wie er wähnte, doch nur noch für ihn ganz allein da war. Und wenn er hörte, wie das treue „Schattenbild“ an seiner Seite laut seine Bewunderung

ausſprach, dann ſeufzte er wieder über das Scheinleben, das dieſen Schatten von ihrer ehemaligen wirklichen Exiſtenz noch übrig geblieben, und über ihren lügneriſchen Ausdruck eines Gefühls, wo überhaupt gar kein Gefühl mehr vorhanden ſei.

„Trauriges Blendwerk!“ rief er auch wohl, „daß alle dieſe Erſcheinungen von Menſchen und Thieren mich umdrängen, mich ſogar anreden und ſich geberden, als wären ſie weſenhaft, während ſie doch nur meine Gedanken ſind, nichts weiter!“

So machte ſich auch in dieſer Hinſicht immer eine gewiſſe Inconſequenz in ſeinem Wahne bemerklich, indem er die Menſchen und alle Geſchöpfe, die er erblickte, bald für wirkliche, von ihm unabhängige Schattenbilder, bald wieder für bloße Schöpfungen ſeiner eigenen Phantaſie hielt. War es als ein günſtiges Zeichen zu betrachten, daß der Kranke ſolchergeſtalt mit dieſen beiden Anſchauungsweiſen wechſelte, oder war es vielleicht rathſam, die eine mehr als die andere zu bekämpfen? Mit ſolchen und ähnlichen Fragen beſchäftigte ſich Moritz vielfach, zog darüber auch Harder zu Rathe, allein man kam immer nur zu dem Schluſſe, daß man abwarten müſſe und vorläufig nichts verſuchen, nichts wagen dürfe.

Wie oft glitt Ottmar in der Frühe oder zur Abendzeit, wo die Luft nur balſamiſch und lau, nicht drückend warm war, in der Geſellſchaft ſeines jungen Gefährten

auf einem der verschiedenen kleinen Dampfer über die glänzende Fläche dieser unvergleichlichen Bai nach irgend einem der einladenden Punkte des mit Landhäusern geschmückten anmuthigen Gestades, zwischen den zahlreichen Handelsfahrzeugen, den hundert großen und kleinen Ruder- und Segelbooten und den hier stationirten stattlichen französischen und englischen Fregatten hindurch, während ihm all dieses rege Leben und Treiben seine eingebildete Einsamkeit nur um so drückender machte.

„Auf meiner kleinen Felseninsel sah ich wenig, aber ich sah doch nur Wirkliches“, sagte er. „In einem einzigen Irrthum war ich dort, ich meinte, die Insel sei der letzte Ueberrest trockenen Landes, wie ich selber der einzige noch vorhandene Mensch bin; ich meinte, alles andre Land sei unter den Fluthen begraben. Warum hab' ich das Eiland verlassen? nur um zu finden, daß die alten Länder noch vorhanden sind, und um diese verödeten Länder nun mit den Gestalten zu bevölkern, die in meiner Erinnerung leben oder die meine tückisch geschäftige Phantasie noch erfindet! Zu solchem jämmerlichen Spiele bin ich verurtheilt!“

Die weitausgedehnte Stadt mit ihren belebten Straßen, die zahllosen freundlichen Villen ringsum im Schoße einer üppigen Vegetation, Alles war nur von Schatten bewohnt, den wesenlosen Geschöpfen seiner Phantasie.

Weil Moritz bei alldem bemerkt hatte, daß sein Gefährte sich weniger trübe gestimmt und theilnehmender zeigte, so lange er gewisse Personen, wie Harder und namentlich ihn selber, den jugendlichen Begleiter, sprechen hörte, war der Knabe fortwährend bemüht, eine Unterhaltung im Gange zu erhalten, deren Kosten er freilich oft ganz allein trug; er fürchtete beinahe, in Gefahr zu sein, sich auf diese Weise zum Schwätzer auszubilden.

Ebenso wie in der freien Natur, bewegte er sich auch täglich mit dem Kranken in den belebtesten Theilen der Stadt und besuchte namentlich den Markt oft mit ihm, der kein freier Platz, sondern, wie in allen brasilischen Städten, ein von einer Mauer umschlossener Raum ist, worin sich zahlreiche Kaufhallen für Händler aller Art finden. Da sah man besonders in den Morgenstunden ein buntes Menschengewühl und eine noch buntere Waarenfülle. Neben den Früchten und Gemüsen des Landes, neben den im Ueberflusse aufgestapelten Schätzen der Fluth, fehlte es da auch nicht an Affen, Vögeln und anderm lebendigen Gethier, vor allen Dingen aber auch nicht an schwarzen Gestalten, besonders Negerweibern, die, mit der Zigarre zwischen geschwätzigen Wurstlippen, ihre Kunden bedienten.

Eines Tages, als er mit Moritz durch dieses bunte Gewühl wandelte, sagte Ottmar:

„Meine Phantasie ist doch sehr unfrei! sie hängt

ganz von dem Lande ab, wo ich mich befinde. So zeigt sie mir hier fast blos Geschöpfe der Tropenwelt. Zwei Drittel sämmtlicher Menschenschatten, die ich sehe, sind Neger. Ich bin dieses Anblicks recht müde! Wenn ich nun doch einmal noch leben und Schattengestalten sehen muß, so wollt' ich wenigstens, eines jener Schiffe da drüben trüge mich in die alte Heimat: dann würde ich auch nur altvertraute Schatten zu sehen glauben."

Sie verließen den Markt und begaben sich nach der benachbarten Rua direita, wo sie sich am Eingange eines Kaffeehauses niederließen, um das Leben der Straße im Auge zu behalten. Während sie hier saßen, erschienen ein Paar deutsche Harfenistinnen mit einem jugendlichen Violinspieler, die vor dem Kaffeehause zu musiciren begannen.

„Es gab eine Zeit, wo ich diese Leute für eine Landplage ansah", sagte Ottmar. „Jetzt ist es mir beinahe lieb, daß sie mir einfallen. Meine Phantasie hat also doch noch einen Rest von Freiheit und geht noch ein wenig mit meinem Willen Hand in Hand, da sie mir diese deutschen Schatten zeigt, statt der unaufhörlichen Negergesichter. Aber verdorben ist sie doch, meine Phantasie; warum zeigt sie mir nichts Besseres von meinen heimatlichen Erinnerungen, warum nur diese Schatten armer Landstreicherinnen?"

Moritz rückte seinen Stuhl so, daß er gerade vor Ottmar zu sitzen kam, der während seines

Selbstgesprächs den Begleiter ganz vergessen zu haben schien.

„O, ich hatte Unrecht!" sagte er nun. „Du bist eine der bessern Erinnerungen, Moritz, und du verlässest mich auch nie lange. Das ist mir ein Trost. Ich darf nur an Dich denken und sogleich seh' ich Dich vor mir. Da sind aber auch gleich wieder die schwarzen Gestalten!"

Dicht vor ihnen waren allerdings ein Paar Neger stehn geblieben, die einander auf der Straße begegneten und in ein Gespräch geriethen.

„Du mußt Dich das nicht irren lassen", sagte Moritz. „Sieh nur, wie schön diese beiden alten Kerle die Komplimente ihrer weißen Vorbilder nachzuahmen wissen!"

Die beiden barfüßigen und übrigens nur mit Lumpen bedeckten Gestalten begrüßten einander wirklich mit bestem Anstande, völlig tadellos war Verbeugung und Lüftung des formlosen durchlöcherten Filzlappens, der einst in seinen bessern Tagen ein Hut gewesen. Sie schüttelten einander herzlich die Hände und das gegenseitige Benehmen ließ erkennen, welcher von Beiden die größere Respectsperson war. Mit ehrerbietiger Theilnahme erlaubt sich der eine zu fragen, wie sich der Senhor befindet und dieser letztere antwortet mit leutseliger Herablassung. Sie freuen sich, einander einmal wieder begegnet zu sein, drücken einander wieder die Hand und scheiden mit graziösen Verbeugungen, wobei

freilich durch die fußlangen Risse der Lumpen, die ehemals Hosen gewesen, das Schwarzfleisch um so dreister hervorguckt.

„Ich glaube, der eine war ein ehemaliger König", sagte Moritz. „Es ist mir gesagt worden, daß die Neger denjenigen ihrer Landsleute, die aus fürstlichem Stamme sind, auch noch in der Sklaverei große Ehrerbietung beweisen, aber nur in Worten und Geberden, es darf weder Anstrengung noch Geld kosten. Aber sieh, da kommt ein anderer, ein wirklicher Modemann, feiner Cylinderhut, blendendweiße Wäsche, Alles gut und zierlich, aber ein Sklave ist er doch."

„Warum hältst Du diesen Negerschatten für einen Sklaven?"

„Weil dieser im Uebrigen durchweg feingekleidete Mann barfuß geht. Weißt Du nicht, daß die Sklaven hier barfuß gehen müssen, um sich von den freien Negern zu unterscheiden? Er hat wahrscheinlich heute einen Feiertag und deßhalb seinen besten Schmuck angelegt. Ich habe Neger sich aber auch noch ganz anders schmücken sehen, als wir zum ersten Mal in Montevideo waren. Da gab der Kapitain des Adlers den Schwarzen, die seinen Leuten beim Löschen helfen mußten, Butter und Brod und ein Glas Branntwein. Der eine nahm seine Portion Butter sogleich in beide Hände und machte sich damit Gesicht und Hals schön glänzend. Siehst Du, ich habe den Adler nicht umsonst erwähnt! Dort geht

ja der Steuermann und der mit ihm geht, ist offenbar auch ein lieber Landsmann. Ich muß sie rufen."

Moritz eilte den beiden Männern nach, auf die er gedeutet hatte, und brachte sie zu Ottmar.

„Nun sage nicht mehr, daß Du blos Neger und nicht auch altvertraute Gesichter sähest!"

Es war wirklich der ehemalige Steuermann vom Adler, der in Callao als Matrose Dienst in einem Hamburger Schiffe genommen hatte und mit diesem jetzt nach Rio gekommen war. Sein Begleiter war ein Verwandter aus der Heimat, der soeben in Rio angekommen war und nach der Provinz S. Katharina gehen wollte, um sich dort anzusiedeln. Aus Callao wußte der Seemann nichts Neues zu melden, weil er bald nach der Anna abgereist war. Man freute sich aber des Wiedersehens, das selbst auf Ottmar einigen Eindruck zu machen schien.

„Gib diesem braven Einwandrer doch eine Cigarre, Ottmar!" sagte Moritz.

„Wozu das unnütze Spiel, er kann sie ja nicht brauchen."

„O, versuch' es nur!"

Ottmar gehorchte und hielt dem Kolonisten zugleich seine eigene brennende Cigarre hin, damit er die empfangene daran anzünden möchte. Der wackre Bauer hielt diese schon halb gerauchte Cigarre für ein zweites Geschenk und rauchte sie ganz behaglich weiter, während

er die noch unversehrte sorgfältig in seine Tasche versenkte.

„Siehst Du wohl, wie gut es unser Landsmann versteht? Der ist für Brasilien geboren. Ich habe mehrmals gesehn, wenn sich hier jemand von einem Andern Feuer ausbittet, daß er die dazu geliehene Cigarre in den eigenen Mund nimmt und durch einige kräftige Züge hübsch anfacht, bevor er sie höflich dankend zurückgibt. Man sagt, es würde sehr übel genommen werden, wenn jemand die so angefachte Cigarre wegwerfen wollte, anstatt sie weiterzurauchen. Können wir nicht noch einmal mit Ihnen zusammenkommen, Steuermann?"

„Ich werde wenig an Land kommen können, außer in Geschäften", antwortete der Schiffer. „Aber vielleicht besuchen Sie unser Schiff einmal, wenn Sie Zeit haben. Viel Erholung gibt's da freilich auch nicht, aber Sie würden mir eine Freude machen, wenn Sie mir erzählen wollten wie auf der Reise Alles gegangen ist."

„Wir haben Ihnen viel zu erzählen, Steuermann", sagte Moritz, der sich jetzt erst besann, daß dieser alte Bekannte noch nicht unterrichtet war und namentlich von Ottmar's Zustande noch nichts wissen konnte. „Es ist eine traurige Geschichte, aber fragen Sie jetzt nicht weiter", fügte er mit einem bedeutungsvollen Blicke hinzu, „wir werden Sie besuchen."

Der Schiffer errieth zwar die Wahrheit noch nicht,

merkte aber, daß irgend etwas nicht richtig sein möge und war so discret, sich in diesem Augenblicke jeder Frage zu enthalten. Als er sich mit seinem Freunde, dem Kolonisten, entfernte, begleitete ihn Moritz einige Schritt, um ihm vorläufig das Nöthige mitzutheilen, weil er seinem Schiffe wirklich mit Ottmar einen Besuch zu machen gedachte.

„Moritz", sagte Ottmar, als dieser nach etlichen Minuten zu ihm zurückkehrte, „während Du mit den beiden Gespenstern sprachst, ist Adam hier vorbeigegangen."

„Unser Adam, der Matrose?"

„Ja."

„Das ist unmöglich, Ottmar, Du hast einen Andern dafür gehalten. Adam blieb ja in der Anna und die segelte von Montevideo direkt nach Europa."

„Warum soll ich ihn nicht sehen können, sobald er mir einfällt? Er ging hier vorüber und an der Hand führte er den kleinen Knaben Deiner Mulattin."

„Ich begreife das nicht, Ottmar."

„Es ist doch so einfach. Auf meiner Insel und dann im Schiffe habe ich diesen Adam so genau gesehn, daß ich ihn mit keinem andern verwechseln kann und das Nämliche gilt von dem Kinde."

„Wie sollte denn Adam dazu kommen, dies Kind hier an der Hand zu führen?"

„Ich habe an beide zugleich gedacht und so hab' ich auch beide zugleich gesehn."

„Wenn Du Adam zu sehen glaubtest, so hättest Du ihn doch rufen sollen.“

„Ein Gespenst rufen! Diese Schatten sind ungerufen zudringlich genug und kommen von selber.“

„Wohin sahst Du denn Adam mit dem Kinde gehen?“

„Ich glaube, sie bogen gleich in die nächste Seitenstraße.“

Wenn es doch so wäre? dachte Moritz, dem zwar wenig daran lag, Adam jetzt wieder zu sehen, der aber die Mulattin wiederzufinden wünschte und sich deshalb schon mehrfach vergebliche Mühe gegeben hatte. Dann besann er sich aber wieder, daß Adam unmöglich hier sein konnte und zweifelte nicht mehr, daß sich Ottmar geirrt haben müsse.

Am Nachmittage gingen Beide zu Harder, was seit dem ersten Besuche bei Frau Eva häufig geschehen war, und auch diese Freundin hatten sie dann natürlich jedesmal gesehn. Frau Eva hatte jetzt ein Fest in Aussicht, welches ihre Gedanken außerordentlich in Anspruch nahm. Es war nämlich der Geburtstag des Herrn Professors Fiedler, der einige Wochen später fiel und auf ungewöhnliche Weise gefeiert werden sollte. Der Professor hatte angekündigt, zu diesem Zwecke nach Rio zu kommen, denn hier sollte das Fest stattfinden. „Die Feier meines Geburtstages“, hatte er geschrieben, „muß unter den gegenwärtigen Umständen eine große Bedeu-

tung haben. Ich zweifle nicht, daß von den europäischen Gesinnungsgenossen, die rechtzeitig in Kenntniß gesetzt worden sind, zahlreiche Deputationen erscheinen werden und die großen Zeitungen Europa's werden besondere Berichterstatter senden. Hier, in Rio, werden sich natürlich nicht nur sämmtliche Deutsche, sondern auch Vertreter aller andern Nationen betheiligen, niemand wird fern bleiben wollen von einer Feier, die ich nicht meiner bescheidenen Person zu Gefallen veranstalte, sondern die vielmehr der Sache gilt, welcher ich mein Leben gewidmet habe, der Sache der Freiheit und des Fortschritts. Du weißt ja, meine liebe süße Eva, daß der Name des Professors Fiedler jetzt sozusagen das Banner, die Standarte ist, um die sich die Kämpfer für Freiheit und Fortschritt in der ganzen Welt schaaren. Dir ist eine hohe Auszeichnung geworden, denn es ist Dir vergönnt, den Mann, auf den die Augen der ganzen civilisirten Welt gerichtet sind, in vertraulichem Tone Deinen lieben Fritz zu nennen. Durch mich bleibt auch Dein Name unsterblich und in allen kommenden Jahrhunderten wird in keinem Vortrage, in keinem Geschichtswerke, überhaupt in keinem Buche, wo von berühmten edeln Frauen die Rede ist, der Name Eva Knochenhauer fehlen; überall wird er in erster Reihe glänzen, und nach tausend Jahren noch wird keine Mutter ihrer Tochter eine bessere Lehre zu geben wissen als: werde eine Eva! und kein junger Mann wird den

Herzensbund mit einer jungen Dame schließen wollen, bevor er sich nicht überzeugt hat, daß sie nach Deinem Vorbild eine Eva ist. Ich aber will Dich jetzt durch einen neuen Beweis meiner Hochachtung auszeichnen. Es ist nöthig, daß ich demnächst nach Rio komme, um das Fest vorzubereiten, damit es sich zu einer würdigen nationalen Feier gestaltet. Du weißt, daß mir die Reaction Alles gestohlen hat und so fehlt es mir nun an Reisegeld. Es gälte nur ein Wort an die Gesinnungsgenossen und ich hätte es im Ueberfluß. Aber darf ich meiner lieben süßen Eva auch nur ein Blättchen von dem Ehrenkranze entziehen, der ihr gebührt? Nein, das sei ferne! Dir gebe ich den Vorzug hierin wie überall und niemand anders als Du soll mir das Reisegeld schicken. Es ist mir so süß, Dir eine Freude machen zu können!"

Dies und noch mehr dergleichen hatte der Herr Professor geschrieben. Der Braut war es schwer gefallen, den sehr unleserlich geschriebenen Brief zu entziffern und sie hatte dabei Herrn Harder zu Hilfe gerufen, welcher vergeblich bemüht gewesen war, die verlangte Geldsendung zu verhindern. Seine abmahnenden Worte hatten nichts gefruchtet.

„Nein, nein, Herr Harder", hatte sie gesagt, „ich muß mich des großen Mannes würdig zeigen. Darf ich mich denn der Gefahr aussetzen, daß er mir seine Achtung entzieht und daß er bricht? Ich weiß, was ich ihm

und mir schuldig bin, ich weiß daß ich höhern Zwecken dienen muß."

Seitdem war sie der Ankunft des Bräutigams gewärtig und sprach mit jedermann, der ihr begegnete, von dem bevorstehenden Feste.

„Wir werden zum Geburtstage des Herrn Professors wahrscheinlich noch hier sein und dürfen dann nicht bei der Feier fehlen", sagte Moritz, während er mit Ottmar gemächlich die Rua das Larangeiras hinauswandelte.

„Es ist ein Glück für ihn und seine Braut, daß sie nicht mehr leben", antwortete Ottmar, „denn es könnte mit diesem Feste ebenso gehen wie einst mit der großen Jubelfeier des Professors."

„Ja; aber weil diese nicht recht gelungen ist, will er sie nun ordentlich wiederholen und mit der Geburtstagsfeier verbinden, wie mir Frau Eva gesagt hat. Hast Du auch bemerkt, daß die Dame noch immer fleißig Tabak schnupft? Sie thut es jetzt ganz offen und ungescheut, denn sie hat den Professor gefragt, ob er etwas dagegen habe, und der hat erklärt, sie möge sich diesen Genuß unbedenklich gestatten, weil dadurch kein höherer Zweck beeinträchtigt werde."

Als sie sich dem Hause näherten, kam ihnen Frau Eva, die sie schon vom Weiten erblickt hatte, entgegen und rief schluchzend:

„Ach, meine Herren, Sie wissen es vielleicht noch gar nicht?"

„Was denn?“

„Steht es denn wirklich noch nicht in den Zeitungen? Daß uns ein so fürchterliches Unglück treffen muß!“

„Ein Unglück?“

„Sie sehen ja, daß ich ganz verweint bin. Und noch nichts in den Zeitungen? Da ist die brasilische Faulheit schuld und der Mangel an Bildung. Das sind ja elende Zeitungen hier!“

„Was ist denn geschehen, liebe Frau Eva?“

„Ach, Herr Obrecht, wir sind bestohlen!“

„Hat man hier im Hause eingebrochen?“

„Hier? nein, Herr Obrecht, hier gäb' es ja auch nicht viel Gescheidtes zu stehlen. Nein, mein Bräutigam ist bestohlen und folglich auch ich.“

„Nun bin ich neugierig, was man dem Herrn Professor Gescheidtes gestohlen hat.“

„Sein Manuscript! sein Trauerspiel Tiradentes, das beinahe fertig gewesen ist. Er hatte gehofft, es bis zum Geburtstage zu vollenden und da öffentlich vorzulesen. Die Feier würde dadurch weltgeschichtliche Bedeutung erhalten haben, schreibt er mir.“

„Vielleicht wird die Feier auch ohnedies noch weltgeschichtlich, Frau Eva! Ist denn keine Hoffnung, das Manuscript wieder zu erlangen und hat man niemand im Verdachte wegen des Diebstahls?“

„O, mein Bräutigam hat nicht den geringsten Zweifel darüber: die ihm schon Alles gestohlen

hat, hat auch das Trauerspiel genommen, die Reaction!"

„Das ist sehr schlimm, Frau Eva! Ich fürchte, die Gerichte nehmen nicht einmal eine Klage gegen diese Dame an."

„Ich bitte Sie, Herr Obrecht, nennen Sie diese gemeine Person doch nicht eine Dame! Schande genug für die Gerichte, wenn sie so ungebildet sind, ein solches Weib nicht zu verfolgen."

„Die Gerichte denken vielleicht: Wer Pech angreift, besudelt sich."

„Da haben Sie freilich recht, Herr Obrecht. Mein Bräutigam scheint auch so zu denken und das Geschöpf nicht anfassen zu wollen, denn er schreibt mir, er werde sie durch die Macht des Gedankens vernichten. Da sieht man doch gleich den Mann der Wissenschaft!"

„Ja, Frau Eva; aber es wäre doch gut, wenn man außer der Macht des Gedankens noch ein anderes Mittel gegen die Reaction hätte, z. B. Giftkügelchen, wie man sie hier den herrenlosen Hunden hinwirft, welche toll werden könnten."

„Das ist mir aus der Seele gesprochen! Ach, wenn ich doch dieser nichtswürdigen Reaction ein Giftkügelchen geben könnte!"

„Sie kann es am Ende verdauen, Frau Eva? Und dann ist auch damit das Manuscript noch nicht wieder erlangt."

„Ach, freilich! solch ein Unglück! Sie finden Herrn Harder in seinem Zimmer, meine Herrn; entschuldigen Sie mich, ich will jetzt den Brief meines Bräutigams noch einmal lesen und mich recht ausweinen."

Mit diesen Worten zog sie sich zurück.

„Sie sind schon unterrichtet von dem unerhörten Unglück", sagte Harder, als seine Gäste bei ihm eintraten. „Für das Haus hier ist es aber ein Glück, denn der Herr Professor wird nun sobald nicht nach Rio kommen und folglich auch Frau Eva in ihren Geschäften nicht gestört werden."

„Zum Geburtstage wird er doch kommen?" sagte Moritz.

„Frau Eva hofft es, aber es ist nicht gut möglich", antwortete Harder, „denn der Herr Professor hat das ihm gesendete Geld benutzt, um nach Rio Grande und vielleicht noch weiter zu reisen, wie er ihr schreibt. Ich vermuthe, daß er gar kein Manuscript besaß; daß ihm aber niemand eins gestohlen hat, versteht sich von selber. Nun gibt er vor, noch bedeutende Forderungen an Herrn Blindmeyer zu haben und ist nach Rio Grande gereist, weil er diesen Herrn dort oder in der Nähe zu finden hofft. Gelingt es ihm nicht, die Kosten der Rückreise zu bestreiten, so wird man hier auf lange Zeit vor ihm sicher sein, es sei denn, daß Frau Eva so thöricht ist, ihm aus Furcht vor einem drohenden Bruche abermals Geld zu schicken."

„Wird er sie nicht endlich einmal heirathen?“ fragte Moritz.

„Kein Gedanke liegt ihm wohl so ferne als dieser, und das ist wieder ein Glück für sie, nachdem sie einmal das Unglück gehabt hat, seine Braut zu werden. Er wird sie zu benutzen suchen, so lange sie noch etwas wegzugeben hat und so lange es ihm nicht gelingt, dieses Land wieder zu verlassen, was jetzt wahrscheinlich sein heißester Wunsch ist. Er hat gewiß schon begriffen, daß er einen schweren Fehler begangen hat, indem er nach Brasilien kam, denn das ist kein Land für Gaukler seiner Art. Hier bewundert ihn niemand, er mag sich geberden wie er will.“

„Die arme Frau Eva!“

„O, die hat vorläufig Trost in Fülle und sie fühlt sich glücklich als die Braut des berühmten Mannes. Dort hinten sitzt sie auf einer Gartenbank und trocknet, wenn ich nicht irre, soeben ihre Thränen.“

„Dann hat sie sich geschwiud ausgeweint!“

Harder rief einen der Neger, den er über den Hof gehen sah, und befahl ihm, Bier zu bringen. Frau Eva, die dies hörte, nützte die Gelegenheit, um sich bei den Herren einzufinden, und brachte das Verlangte selbst.

„Wenn Sie Zeit haben, Frau Eva“, sagte Harder, „so setzen Sie sich doch ein wenig hier nieder. Herr Ottmar ist vor Kummer ganz verstummt und auch

Moritz hat beinahe Thränen vergossen. Sie haben diesen Herren nur das Traurige mitgetheilt und das Tröstliche ganz verschwiegen, was Ihr Brief enthält."

„Nun, das können die Herren doch voraussetzen, daß mich ein Mann, wie der Herr Professor, nicht ohne Trost lassen wird."

„Gewiß kann er das nicht unterlassen, Frau Eva", sagte Moritz. „Er hat immer Trost. Auch mir sagte er, wenn ich weinte, seine Bekanntschaft gemacht zu haben, so brauche ich mich dieser Thränen nicht zu schämen."

„Der edle Mann!"

„Ja, das ist er, Frau Eva, und deshalb habe ich mir seine Worte auch aufgeschrieben, um sie nicht zu vergessen."

„Das ist recht, denn es sind goldne Worte, Herr Obrecht. Und wie er sich sogleich über das Unglück zu erheben weiß! Kaum ist ihm sein unersetzliches Werk gestohlen, so entschließt er sich, ein neues zu schreiben. Ich kann die Namen nicht recht lesen, Herr Harder; hier hab' ich den Brief, wollen Sie die Stelle nicht vorlesen?"

„Sehr gern", sagte Harder. „Die Stelle lautet: Da ich nun leider zum Feste meine Tragödie nicht vorlesen kann, so werde ich mich begnügen, eine dramaturgische Abhandlung vorzutragen, worin ich, zugleich unter Berücksichtigung der wichtigsten politischen und

socialen Fragen, eine Analyse meines Stückes gebe und daran Vergleiche zwischen mir und zwei meiner bedeutendsten Vorgänger knüpfe; ich gedenke daher auch diese Abhandlung unter dem Titel Sophokles, Shakespeare und Fiedler erscheinen zu lassen. Was aber die Vorlesung selbst anlangt, so wird es, um den ungeheuren Andrang einigermaßen abzuwehren, nothwendig sein, ein Eintrittsgeld festzusetzen, und Herr Harder ist vielleicht so freundlich, zu diesem Zwecke schon im Voraus Billets drucken und verkaufen zu lassen — Ach, da darf ich nicht weiter lesen! Sie sehen, der Herr Professor ist so gütig, auch ein Bischen für meine Unsterblichkeit sorgen zu wollen."

„Sie könnten wohl Billete verkaufen lassen, Herr Harder", sagte Frau Eva. „Mein Bräutigam wird das Geld wahrscheinlich brauchen, um hierher zu reisen."

„Was sollt' ich aber den etwaigen Käufern sagen, wenn ich ihr Geld fortgeschickt hätte und der Herr Professor wäre gleichwohl abgehalten, zu kommen?"

„Die Inhaber würden dann die Billete aufbewahren als Andenken an den großen Mann", sagte Moritz.

„Das ist eine sehr richtige Bemerkung, Herr Obrecht. Zum Feste kann ja aber auch mein Bräutigam gar nicht ausbleiben! Ich hoffe übrigens, er wird sich gegen diesen Blindmeyer sein Recht verschaffen.

Der ist ihm eine sehr große Summe schuldig, und wenn er davon einstweilen nur einen Theil erhält, so ist er gleich aus der Verlegenheit. Nur das gestohlene Werk macht mir noch so viel Sorge!"

„Dieser Verlust hat auch sein Gutes, Frau Eva", tröstete Harder. „Je länger das Manuscript verloren bleibt, um so begieriger wird die Welt werden, es zu finden. Wenn man in den kommenden Jahrhunderten von den bedeutendsten dramatischen Werken spricht, welche existiren, dann wird sich immer und immer die Klage wiederholen: Wir haben zwar viel Großes und Schönes, aber es fehlt uns doch das Beste, es fehlt uns Fiedlers Tiradentes! Und wenn es endlich doch einmal einem Sonntagskinde gelänge, dieses Werk aller Werke aufzufinden, dann würde mehr Freude sein als über das Wiederfinden aller vermißten Werke der altklassischen Literatur."

„Das wäre wohl Alles recht schön, Herr Harder; aber wenn sich nun unsre Befürchtung bestätigt, daß die Reaction das Manuscript vernichtet hat, dann kann es ja nie wieder gefunden werden! Oder gesetzt auch, es ist noch nicht vernichtet, sondern liegt irgendwo in einem Winkel: wie leicht kann es da einem ungebildeten Menschen in die Hände fallen, z. B. einem Neger, der es sogleich zum Feueranmachen benutzt. Was ich diese Neger hasse!"

„Es sind aber doch Menschen!" bemerkte Moritz.

„Ordentliche Menschen sind es nicht", erwiederte Frau Eva. „Ich habe mich vorhin, als ich Sie die Straße heraufkommen sah, wirklich über Sie gewundert, Herr Obrecht."

„Das ist ja schmeichelhaft, Frau Eva!"

„Nein, es ist nicht schmeichelhaft, Herr Obrecht, denn Sie thaten etwas, was Sie nicht hätten thun sollen. Es begegnete Ihnen da ein alter Neger und nahm den Hut vor Ihnen ab, wie es sich gehört; und was thaten Sie? Sie griffen an Ihren Hut und erwiederten seinen Gruß, als ob er Ihres Gleichen gewesen wäre!"

„Das ist eigentlich nur aus Gewohnheit geschehn, Frau Eva, und es schadet doch nichts."

„Es schadet sehr viel, lieber Herr Obrecht! Den Gruß eines Negers erwiedert man am Besten gar nicht oder man nickt höchstens ein Bischen mit dem Kopfe; aber den Hut abnehmen! Sie hätten nur sehen sollen, wie er sich darnach geberdete, denn so etwas war ihm noch nie passirt. Er blieb stehn und starrte Ihnen nach, kratzte seinen grauen Wollkopf und focht mit den Händen in der Luft. Wahrscheinlich hat er geglaubt, Sie wollten ihn nur verspotten und hat seine afrikanischen Teufel angerufen, damit sie Ihnen alles mögliche Böse zufügen."

„Das würd' ich ihm verzeihn und vor seinen Teufeln fürchte ich mich nicht."

„Es sind abscheuliche Geschöpfe, diese Neger. Neulich hatte man hier im Lande einen strengen Fasttag, der uns aber gar nichts anging, weil wir ja Protestanten sind; glauben Sie, daß sich einer von den Schwarzen dazu verstanden hätte, an diesem Tage ein Geflügel zu schlachten? nein, sie weigerten sich alle aus Trotz und Eigensinn und ich mußte die Hühner selber schlachten.“

„Sie weigerten sich nicht aus Trotz“, bemerkte Harder, „sondern aus Frömmigkeit. Diese Neger sind nun einmal gut kirchlich gesinnt. Haben Sie nicht gesehn, wie eifrig die Maria zu ihrem Heiligen betete, als eins von den Kindern hier im Hause erkrankt war? und Maria betete nicht blos, sondern brachte aus ihren geringen Ersparnissen dem Heiligen sogar ein Opfer. Dafür hat sie um so weniger Doce essen können.“

„Glauben Sie das nicht, Herr Harder, sie hat sich deshalb nicht das Geringste abgehen lassen. Ach, wir sind viel zu gut gegen dieses Volk, das doch kaum zum Sklavendienste zu brauchen ist.“

„Der Sklavendienst wird bald aufhören, Frau Eva“, sagte Harder; „man wird diese Neger über kurz oder lang emancipiren müssen.“

„Das wäre nun das Allerschrecklichste, Herr Harder! Ich habe freilich schon oft von dieser Ehemancipation der Neger sprechen hören, aber ich bitte Sie, welches honette Frauenzimmer wird denn solch einen

Schwarzen zum Ehemann nehmen wollen! Sehen Sie, selbst Herr Ottmar kann nur dazu lachen, obwohl der sich sonst wenig um solche Dinge bekümmert. Ich kann, Gott sei Dank, auch selber dazu lachen, denn ich brauche keinen Schwarzen. Ich bin berufen, Hand in Hand mit meinem Fritz höhern Rücksichten zu dienen!"

„Und auch höhern Zwecken, Frau Eva?"

„Natürlich, Herr Obrecht! ich müßte ja keine gebildete Frau sein, wenn ich nicht Zwecken dienen wollte!"

In diesem Augenblicke trat einer der Neger ein und übergab Harder ein Packet Briefe, die man ihm aus der Stadt schickte.

„Sollte darin vielleicht das wiedergefundene Manuscript stecken?" rief Frau Eva, als sie das ziemlich starke Packet erblickte.

„Nein", antwortete Harder, „wie Sie sehen, liegen wirklich nur Briefe darin. Es wäre auch nicht gut, wenn das Manuscript so geschwind wieder gefunden würde: die undankbare Welt verdient, noch einige Zeit vergebens darnach zu schmachten. Ich muß Sie bitten, Frau Eva, sich einige Minuten von Herrn Ottmar unterhalten zu lassen, weil ich mit unserm jungen Freunde hier einige Worte allein sprechen möchte."

Während Frau Eva wirklich ein Gespräch mit Ottmar zu führen suchte, sagte Harder zu Moritz:

„Ich erhalte hier Briefe aus Callao, und ich sehe,

daß Herr Arndt, als er sie abschickte, unsre letzte Sendung noch nicht in Händen gehabt hat. Da schickt er nun auch die Briefe von Süter und Elisabeth zurück und ich weiß kaum, ob es gerathen sein wird, sie Ottmar jetzt zu übergeben."

„Ich würde sie ihm unbedenklich geben", sagte Moritz. „Besonders wichtige Mittheilungen können nicht darin stehn und der Inhalt wird weder im Guten noch im Schlimmen einen sehr starken Eindruck machen."

„Das mag von den Briefen aus Europa gelten; hier ist aber auch einer von Herrn Arndt an Ottmar, der zwar nur für den Fall geschrieben ist, daß unser Freund gefunden würde, der Inhalt wird aber wichtig genug sein, wie ich aus Dem ersehe, was Herr Arndt mir schreibt."

„Dürften Sie sich nicht erlauben, die Briefe zu öffnen?"

„Das dürft' ich unter den Umständen wohl, doch möcht' ich es vermeiden. Wir wollen wenigstens bis morgen überlegen, was wir zu thun haben, und inzwischen können Sie mit ihm davon sprechen, daß Briefe für ihn angekommen sind."

## 2.

### Ein Mißgeschick des Herrn Professors Fiedler.

Am nächsten Morgen, während sich Ottmar und Moritz noch in ihrer Wohnung befanden, erschien dort Frau Eva, die sich in Begleitung eines Negers in die Stadt begeben hatte, um einige Einkäufe zu besorgen.

Harder sendete die für Ottmar bestimmten Briefe, weil er sich inzwischen entschlossen hatte, sie nicht länger zurückzuhalten, und es nun Moritz überließ, sie seinem Freunde nach eigenem Ermessen entweder sofort oder gelegentlich zu übergeben.

Frau Eva hatte es übernommen, diese Briefe zu überbringen, nicht weil es an Boten gefehlt hätte, sondern weil sie ohnedies bei ihren beiden Freunden vorzusprechen wünschte, denn sie hatte am nämlichen Morgen eine unangenehme Nachricht erhalten, und es drängte sie, vor Ottmar und Moritz ihr Herz auszuschütten, wie sie es bereits vor Harder ausgeschüttet hatte.

„Was das eine Freude ist, Frau Eva, daß Sie uns mit Ihrem Besuche beehren!“ rief Moritz. „Es wurde

auch hohe Zeit, daß Sie einmal kamen, denn Sie haben ja unsre kleine Junggesellenwirthschaft noch gar nicht gesehn."

„Ach, meine Herren!" sagte Frau Eva, nachdem sie sich niedergelassen hatte, „ich komme in tiefster Betrübniß! Ein Schlag folgt auf den andern. Sie können nicht errathen, was geschehn ist, und in den nichtsnützigen hiesigen Zeitungen steht es wahrscheinlich noch nicht einmal. Etwas so Empörendes ist auf Erden noch niemals vorgekommen!"

„Ich will nicht hoffen, daß dem Herrn Professor Fiedler etwas Unangenehmes begegnet ist, Frau Eva?"

„Ich sagte Ihnen, daß er nach Rio Grande gereist war? Diesen Morgen habe ich einen Brief von dort empfangen, worin mir mein Bräutigam erzählt, wie schändlich man ihn behandelt hat. Er war dort auf den Markt gegangen, um sich Alles anzusehn, natürlich nur der Wissenschaft wegen. Es wird eben solch ein Markt sein wie hier, wo eine Mauer ringsum geht, die mehrere Thore enthält. Als er nun durch eines dieser Thore wieder hinweggehen will, findet er es von Soldaten besetzt, die ihn anhalten und nicht weiter lassen. Natürlich will er sich in seiner Würde nicht kränken lassen und stolz hinwegschreiten, aber die schwarzen Kerle — denn ordentliche Menschen hat man ja hier gar nicht zu Soldaten — sind so frech, ihn zu packen, und als er sich losreißen will, wird er

gepufft und gestoßen. Er versetzt dem einen schwarzen Kerl eine Ohrfeige und — können Sie es glauben? — man bindet ihm nun die Hände auf den Rücken! Ja, man bindet ihm die Hände mit einem schmutzigen Stricke, ihm, dem großen Fiedler, dem edeln Volksretter, meinem Bräutigam!"

„Was hatte denn aber der Herr Professor verbrochen?" fragte Moritz.

„Verbrochen! O, Herr Obrecht, was ist das für eine Frage! Die ruchlosen Menschen sagen ihm, er sei Recrut und müsse Soldat werden."

„Ich habe gehört, Frau Eva, daß man hier, wenn recrutirt wird und es an Leuten fehlt, auf Straßen, Märkten und überall einen Jeden aufgreift, der ein Vagabund ist und sich über sein Wo und Wie nicht ausweisen kann. Wahrscheinlich war gerade jetzt in Rio Grande Recrutirung."

„Nun, das entschuldigt doch diese rohen Menschen nicht! Wie konnten sie sich denn erfrechen, den großen Professor aufzugreifen? Sie hätten doch gleich sehen müssen, daß sie einen Mann der Wissenschaft vor sich hatten; aber dieses Gesindel ist ja ohne alle Bildung! Sie führen ihn also hinweg, nach der Cadea, wie die einfältigen Menschen hier das Gefängniß nennen. Unterwegs aber entsteht noch ein großer Auflauf, denn natürlich läßt sich der Herr Professor nicht geduldig führen, sondern sträubt sich bei jedem Schritte und setzt

dem Publikum in beredten Worten die unerhörte Frevelthat auseinander. Aber das Publikum ist auch roh und ungebildet, es glotzt ihn an, lacht, dankt ihm nicht einmal für seinen schönen Vortrag und läßt ihn ungehindert ins Gefängniß stecken. Er weiß aber recht gut, wer schuld ist: niemand anders als Blindmeyer, dieser Giftmischer, hat die ganze Geschichte angestiftet, weil ihm mein Bräutigam nachreiste, um sein Geld zu verlangen, denn er ist dem Herrn Professor eine sehr große Summe schuldig. Ich sagte das Herrn Harder und er war ganz der nämlichen Ansicht. Es ist wohl möglich, sagte er, daß der gute Hundsbuckler Ihrem lieben Fritz den Streich gespielt hat. Herr Harder ist gewiß ein recht anständiger Herr, aber er bedient sich doch nicht immer der passendsten Ausdrücke. Es ist nicht recht, daß er diesen Hundsbuckler gut nennt; ebenso ist es unrecht, daß er von meinem lieben Fritz spricht, denn ich darf meinen Bräutigam wohl so nennen, aber Herr Harder sollte sich nicht so familiär ausdrücken, wenn er vom größten Gelehrten und Dichter spricht, auf den ganz Europa stolz ist."

„Steckt denn der Herr Professor noch im Gefängnisse?"

„Gott sei Dank, nein! Einige Landsleute haben ihre Pflicht gethan und haben ihn wieder frei gemacht; unterdessen aber ist Blindmeyer abgereist, weiter ins Land hinein, und der Herr Professor hat ihm nicht

folgen können, weil ihm das Reisegeld fehlte. Er wird sich aber zu rächen wissen. Ueber lang oder kurz, schreibt er mir, muß er doch zur Macht kommen, und dann wird er sich rächen."

„Dann wird er Herrn Blindmeyer vielleicht köpfen lassen, Frau Eva?"

„Nun, wenn auch das nicht; aber wenn er ihn bei Wasser und Brod ins Gefängniß sperren läßt, dagegen will ich nichts haben."

„Aber ein so gebildeter Mann, wie der Herr Professor, könnte sich auch begnügen, Herrn Blindmeyer mit Verachtung zu strafen?"

„Nein, Herr Obrecht, solchen unwissenschaftlichen Menschen, wie diesem Blindmeyer, thut Verachtung nicht weh. Das Unglück ist nun, daß der Herr Professor sein Geld nicht erlangt hat. Es muß ihm sogleich Reisegeld geschickt werden, denn sonst kann er nicht hierher kommen und es wird nichts aus dem weltgeschichtlichen Feste. Stellen Sie sich nur vor, wie schrecklich es wäre, wenn sich hier von Fern und Nah Alles versammelt hätte, denn auch aus Europa sind wahrscheinlich schon viele Theilnehmer unterwegs, wie er mir schreibt, und der Herr Professor selbst, der Jubilar, welcher der Mittelpunkt und die Seele des Ganzen sein muß, bliebe aus!"

„Ich würde dem Herrn Professor doch kein Geld schicken, Frau Eva. Er muß sich selber helfen. Ein

so großer Mann, der das Volk nächstens retten wird, der wird auch sich selber helfen können."

„Ei, Herr Obrecht, das ist etwas ganz Anderes. Das Volk zu retten, das ist ihm eine wahre Kleinigkeit, denn das gehört einmal zu seinem Berufe, den er gründlich versteht. Das gehört zu den höhern Zwecken. Reisegeld schaffen ist aber eine Nebensache und dazu hat er nicht immer Zeit. Aber ich muß mich Ihnen jetzt empfehlen, meine Herren, denn ich habe noch einige Geschäfte."

„In einem Stündchen etwa wollen wir ein hamburger Schiff besuchen, wo wir einen Bekannten haben", sagte Moritz. „Könnten Sie die Zeit nicht erübrigen, uns zu begleiten?"

„Das wird mir unmöglich sein, Herr Obrecht. Ich darf meine Neger nicht so lange sich selbst überlassen. Aber ich hoffe Sie doch in diesen Tagen mit Herrn Ottmar wieder bei uns zu sehn. Ich will für heute schon zufrieden sein, wenn ich noch ein ruhiges Stündchen finde, um mich über den schweren Unfall meines Bräutigams recht auszuweinen."

Sie ging, und als Moritz mit Ottmar allein war, gab er diesem die empfangenen und noch versiegelten Briefe, denn er befürchtete nicht, daß sie einen nachtheiligen Eindruck machen könnten. Das Schlimmste, was geschehen könnte, dachte er, wäre doch nur, daß Ottmar sie für Gespensterbriefe hielte.

Er irrte sich auch nicht. Die wohlbekannte Handschrift Süters fiel Ottmar nicht unangenehm auf; auch wunderte er sich nicht, diesen Brief in seiner Hand zu sehen, denn er war rasch bereit, sich dessen Vorhandensein zu erklären: diese Papiere waren ihm ehemals übersendet worden, als die Menschen noch lebten, so meinte er; er hatte sie damals vergessen zu öffnen und fand sie jetzt plötzlich wieder. Noch angenehmer war ihm augenscheinlich der Brief von Elisabeth, den er dem Schreiben Süters beigelegt fand. Beide Briefe meldeten ihm übrigens nichts Neues, sie enthielten nur Betrachtungen über das Geschehene und sprachen Hoffnungen bezüglich des Kommenden aus.

Es war Moritz gelungen, seinem Freunde die Vorstellung abzugewöhnen, daß er schon viele Jahre einsam gewesen sei, und ihn wieder an die wirkliche Zeitrechnung zu gewöhnen. Ottmars Wahne geschah indeß dadurch noch kein Eintrag: die Menschen waren nicht seit sehr langer Zeit, sondern erst seit Kurzem untergegangen, das war der ganze Unterschied. Er wunderte sich nun auch um so weniger, alle Menschenwerke noch so wohl erhalten zu finden.

„Ich wollte doch, ich hätte diese Briefe nicht wiedergefunden“, sagte Ottmar, nachdem er Elisabeths Brief ein zweites Mal gelesen hatte. „Sie lassen mich nun meine Verluste doppelt schmerzlich empfinden und machen mir die Einsamkeit zehnfach drückend.“

„Da hast Du ja noch einen Brief: der ist aus Callao von Herrn Arndt.“

Ottmar öffnete und las auch Arndt's Schreiben.

„Dieser Mann muß wirklich eine Sehergabe besessen haben!“ rief er dann. „Wie könnte er sonst von Ereignissen sprechen, die noch gar nicht geschehen waren, als er seinen Brief schrieb?“

„Ich weiß das recht gut zu erklären, Ottmar. Er hat den Brief erst geschrieben, nachdem die darin erwähnten Dinge geschehen waren.“

„Dann hätte er ja den Brief nach seinem Tode schreiben müssen! Das ist unmöglich. Du bist doch noch wirklich nach Callao gelangt und dort erst gestorben, Moritz. Vermagst Du Dich jetzt noch genau zu besinnen, was dieser Herr Arndt für ein Mann war? Ich finde durch diesen Brief bestätigt, daß er es sehr gut mit mir gemeint hat und mich gern bei sich gesehn hätte.“

„Ich habe Dir ja schon erzählt, wie dort Alles war und was man that“, antwortete Moritz. „Ich weiß auch, daß Dich Herr Arndt noch diesen Augenblick gern bei sich sähe.“

„Ebenso wie Du mich gern siehst, armer Moritz.“

„Ich bin kein armer Moritz, Ottmar. Thu mir doch den Gefallen und gib mir dies Beiwort nicht mehr, denn das klingt gerade so, als hieltest Du mich noch für ein Gespenst! Siehst Du mich denn um

Mitternacht? Selten oder nie. Du siehst mich bei Tage und im hellen Sonnenscheine: daraus kannst Du einen Schluß ziehen."

„Das ist jetzt anders als ehemals. Früher, als man überall von wirklichen Menschen umgeben war, gelang es der erhitzten Phantasie in der Regel nur in der nächtlichen Einsamkeit, Gespenster zu zeigen. Jetzt, wo ich auch bei Tage ganz allein bin, bringt sie die geschäftige Phantasie mir natürlich auch bei Tage vor die Augen. Und sie sind so zudringlich!"

„Ich hatte einen Mitschüler, der fürchtete sich alles Ernstes in der Nacht vor Gespenstern. Um ihn zu beruhigen, rieth ihm ein anderer, einen Zettel an seine Thür zu kleben, worauf stand: In der Mitternachtstunde bin ich nicht zu sprechen. Das half; er schlief seitdem ruhig und wurde nie gestört. Du siehst also, die Gespenster ließen sich bedeuten, sie waren discret und nicht zudringlich. Die Du Zudringliche nennst, können also doch nicht richtige Gespenster sein."

„Du möchtest Dich gar zu gern wieder in die Wirklichkeit hineinlügen, guter Moritz, und es thut mir sehr leid, daß Dir das nicht gelingen kann."

„Du wirst doch nicht leugnen, daß man die Gespenster unter die Imponderabilien zählen muß, Ottmar? Nun, hier bin ich, versuche doch einmal, ob ich auch kein nachweisbares Gewicht habe!"

„Hast Du nie vom Alp gehört?" antwortete

Ottmar mit einem schwachen Lächeln. „Der war doch entschieden ein Gespenst, aber ebenso entschieden war er auch zentnerschwer.“

„Der Alp war eine Ausnahme von der Regel. Du wirst mich aber nun bald böse machen, Ottmar. Erst zählst Du mich unter die zudringlichen Gespenster und dann scheinst Du mich mit dem Alp vergleichen zu wollen, der ein unangenehmer lästiger Gast ist. Was soll ich denn nur von Dir denken?“

„Wärst Du doch im Stande, irgend etwas von mir wirklich zu denken! Aber unter die Zudringlichen und Lästigen konnte ich Dich nicht mitrechnen, denn Du warst es niemals. Während andre bemüht waren, sich gefällig zu *zeigen*, warst Du bemüht, gefällig zu *sein*. Die Lästigen waren Leute, deren Rede immer nur ging: Ich, ich, ich! während die gute Gesellschaft verlangte, daß man weiter zu conjugiren gelernt hatte und auch sagen konnte: Du, er, wir ihr sie. Die Lästigen waren auch der Ansicht, daß man es mit Freunden und guten Bekannten nicht genau zu nehmen brauche, d. h. daß man sich gegen sie alle möglichen Vernachlässigungen, Unarten und Grobheiten erlauben dürfe, die man Fremden gegenüber nie gewagt haben würde. Sie bildeten sich ein, vertraut mit einander zu sein, während sie nur nachlässig gegen einander waren, was auf Mißachtung beruhte und neue Mißachtung erzeugte. Denn um wirklich vertraut sein zu

können, ist gegenseitige Achtung nöthig. Davon wußten die Zudringlichen nichts, und wie sie sich im Leben zeigten, so geberden sich nun auch noch ihre Schatten. Du warst anders und besser und zeigst Dich daher auch jetzt noch besser, in Deinem Scheinleben."

„Du hast ganz vergessen", antwortete Moritz, „welche Noth ich Dir noch vor etlichen Monaten gemacht habe."

„Du hast mir damals keine Noth gemacht, Moritz. Du kanntest mich nicht, hattest daher kein Vertrauen zu mir und so war es natürlich, daß Du nicht mit mir umgehen mochtest. Du warst ganz in Deinem Rechte. Wir würden schon noch vertraut mit einander geworden sein. Ach, Moritz, trotz allen Uebelständen lebte es sich mitten in der lebendigen Menschenwelt doch gut. Während durch den vielseitigen Umgang Ecken und Rauhigkeiten abgeschliffen wurden, mußten dadurch zugleich auch die besten Seiten blosgelegt werden und glänzend hervortreten. Die allgemeine wechselseitige Reibung schleift nicht blos ab, sie erzeugt auch wohlthätige und fruchtbare Wärme. Aber dazu ist nun nirgends mehr Gelegenheit."

„Ueberall, Du willst es nur nicht sehen, Ottmar! Nun nimm Deinen Hut und komm mit mir. Wir wollen dem hamburger Schiff einen Besuch machen. Wir kommen am deutschen Hotel vorüber, wo der Wirth eine Sendung Münchener Bock bekommen hat;

davon wollen wir einige Flaschen mit an Bord nehmen."

Solches geschah, ein Neger trug ihnen die Flaschen nach bis zu dem Boote, das sie mietheten und welches sie nach einigen Minuten zu dem gesuchten Schiffe brachte. Der ehemalige Steuermann vom Adler war anwesend, ebenso sein gegenwärtiger Kapitain, und die Gäste kamen gerade rechtzeitig zu einem späten Frühstück, welches auf Deck unter einem dort hergerichteten Zelte eingenommen wurde und wozu das kostbare Münchener Getränk eine wohlgeeignete Zugabe bildete.

Moritz erzählte und zwar absichtlich in Ottmars Gegenwart, um diesem die Geschichte geläufiger zu machen und besser einzuprägen, wie Alles zugegangen war, seit man Callao verlassen hatte, und nur von dem geistigen Zustande, in welchem Ottmar gefunden worden war, sprach er leise und so, daß es nur die andern Zuhörer, der Kapitain und die Steuerleute, vernehmen konnten.

Der Aufenthalt unter dem Zelte war angenehm, während draußen ringsum die Sonnengluth empfindlich brannte.

„Früher hatte ich einmal gehört", sagte Moritz, „zwischen den Wendekreisen werde das Deck oft so heiß von der Sonne, daß man genöthigt sei, es immer anzufeuchten, damit es nicht in Brand geriethe; dann las ich wieder, das sei ein Märchen, es werde mit der Hitze

nie so sehr schlimm; während der Reise im Adler habe ich aber doch gesehn, daß man eine Zeit lang das Deck fleißig anfeuchtete."

„Haben Sie nicht gehört, weßhalb wir das thaten?" fragte der Steuermann.

„Ich habe nicht daran gedacht, mich zu erkundigen."

„Wenn man es nicht anfeuchtete, könnte bei anhaltender Trockenheit das Deck Sprünge bekommen, durch welche dann See- und Regenwasser in den Raum dringen und die Güter beschädigen könnte. Dem will man vorbeugen."

„Man gießt also im Grunde nur, nicht weil man Brand, sondern weil man Nässe fürchtet! Sie sind weit in der Welt umhergekommen, Kapitain: haben Sie nicht überall die Fliege gefunden, unsre liebe europäische Stubenfliege?"

„Ja, es ist mir, als hätte ich überall das nämliche Ungeziefer gesehn."

„O, Sie müssen die Fliege nicht Ungeziefer nennen! Sieh, Ottmar, unsre Stubenfliege ist doch eigentlich ein ächt kosmopolitisches Geschöpf; sie ist überall daheim und zeigt sich überall in Sitten und Gewohnheiten als dieselbe. Kommen wir aus unserm Norden in ein Tropenland, wo uns die gesammte organische Natur, die Menschenwelt nicht ausgenommen, ganz ungewohnt und fremdartig erscheint, da begrüßt uns, wenn sonst nichts, doch wenigstens die liebe altvertraute Fliege als

Vermittlerin und sagt uns: Sieh, ich bin auch da; thu nur, als ob Du zu Hause wärest!"

„Das ist schon wahr, junger Herr", sagte der Kapitain, „und ich muß zugeben, daß sich wenigstens in diesem Lande die Fliege bei weitem nicht so lästig macht, wie gewisse Menschen. Dort seh ich gleich Einen kommen, der uns wahrscheinlich einen Besuch machen wird. Steuermann, lassen Sie den Hund einsperren! Wir haben es jetzt noch mit den Zollbeamten zu thun, und von denen wird man hier oft abscheulich geplagt. Der Senhor in dem Boote da drüben, der sich uns jetzt nähert, war vor zwei Tagen hier; als er aber an Bord kam und den Hund sah, sagte er: Kapitain, ein andermal sperren Sie Ihren Hund ein, wenn Sie Beamte erwarten; ich werde in ein Paar Tagen wiederkommen! Und damit ging er wieder in sein Boot und ließ uns sitzen, daß wir die kostbare Zeit verlieren müssen."

„Ist Ihr Hund bissig, Kapitain?"

„Nicht im Geringsten! Der Beamte hatte eben nur Lust, uns zu chikaniren. Wir können zufrieden sein, daß er heute schon wiederkommt, denn der gestrenge Herr hätt' uns auch eine ganze Woche warten lassen können."

Inzwischen war das Boot des Beamten herangekommen und gleichzeitig näherte sich aus anderer Richtung ein zweites Boot, worin eine Dame saß,

in welcher man schon vom Weiten Frau Eva erkannte.

Der Beamte erreichte das Schiff zuerst und kam an Bord, wo ihm der Kapitain entgegenging.

„Kapitain", sagte der Senhor, „ich bin gewohnt und muß verlangen, daß man anständig gekleidet ist, wenn man mit mir zu sprechen hat."

Er deutete dabei auf die übrigens schneeweißen Hemdärmel des Kapitaines, der bei der herrschenden Wärme nicht für nöthig befunden hatte, einen Rock anzuziehen.

„Ich werde nach einigen Tagen wieder kommen", bemerkte der Beamte noch, der darauf ohne Weiteres wieder in sein Boot stieg und sich entfernte.

Der Kapitain machte seinem Ingrimme durch einen derben Fluch Luft.

„Niederträchtige Chikane!" rief er. „Da haben wir einen neuen Zeitverlust, und wer weiß, was diesem elenden Kerl das nächste Mal nicht anstehen wird."

Unterdessen war Frau Eva an Bord geklettert, wo Moritz sie empfing.

„Kapitain", sagte er, „diese Dame ist eine Landsmännin, Frau Eva verwittwete Knochenhauer, die so freundlich ist, uns hier aufzusuchen. Nicht wahr, Frau Eva, Sie sind nicht böse, daß Sie uns Alle in Hemdärmeln hier finden?"

„Ei, das ist ja das Beste, was die Herren bei dieser Hitze thun können!“

„Nicht wahr, Frau Eva? aber der Zollbeamte erklärte es für unanständig und ging gleich wieder fort, wie Sie gesehn haben.“

„Dieser Mensch dort? Der wollte es unanständig finden? nun, daß er keine Bildung hat, hab' ich ihm gleich an den Füßen angesehn, denn er trug ja zerplatzte Schuh, fingerlange Löcher links und rechts, daß die Strümpfe herausguckten. Ist das etwa anständig? Und dabei hatte er eine Strohzigarre hinters Ohr gesteckt, gerade wie die Neger, pfui!“

„Was die zerrissenen Schuh betrifft, Frau Eva, so sind Sie im Irrthum“, erwiederte Moritz. „Der Herr hatte Hühneraugen, und deshalb hat er an den Stellen, wo es drückt, die Schuh aufgeschlitzt, das ist hier so üblich; Sie können es ja auf allen Straßen sehen.“

„Gesehn hab' ich es schon öfters“, sagte Frau Eva; „aber ich habe diese Leute alle für arme Schlucker gehalten, die sich ihre Schuh nicht flicken lassen können.“

„Nein, Frau Eva, wer Hühneraugen hat, der schlitzt hier die Schuh; und wem sich die Schuh zufällig von selbst schlitzen, der schafft sich sogleich Hühneraugen dazu an, damit die Löcher nicht vergebens da sind.“

„Was man nicht Alles erlebt! Und Maisstroh

rauchen sie, wo sie eine Prise schlechten Schnupftabak hineingewickelt haben, das nennen sie eine Cigarre, du lieber Gott!"

„Und leben blos von Geldschneiderei!" bemerkte der Kapitain. „Da besteht ein Gesetz, daß man keinen Unrath über Bord in den Hafen werfen soll. Man mag sich nun noch so sehr hüten, am Ende will doch so ein Aufpasser gesehn haben, daß etwas Verbotenes ins Wasser geworfen worden ist und man muß Strafe zahlen. Nun werfen wir aber auch hinein was wir haben, denn es kommt ja ganz auf Eins hinaus, Strafe zahlen müssen wir so wie so!"

„Die Polizeibeamten in der Stadt sind aber sehr gefällig, Kapitain", sagte Moritz. „Ich hörte noch vorhin vom Hotelwirth ein Beispiel erzählen. Als der auf den Markt geht, redet ihn ein Polizeibeamter an und sagt ihm in den artigsten Ausdrücken, er müsse ihn leider anzeigen, weil gegen das Verbot aus seinem Hause schmutziges Wasser auf die Straße geschüttet worden sei. Der Wirth weiß zwar nicht, ob das geschehen, aber er weiß, daß er jedenfalls eine bedeutende Strafe zahlen muß, wenn er angezeigt wird. Er führt daher den Beamten im freundlichen Gespräche mit nach dem nahen Markte und bittet ihn dort, einen Truthahn zum Geschenk anzunehmen. Nun ist der Wirth auf lange Zeit gegen eine Anzeige gesichert. Natürlich nicht auf immer; der Beamte wird ihn aber

schon in Kenntniß setzen, wenn er wieder einmal Appetit nach einem geschenkten Truthahn hat. Sie haben hier aber auch das Sprichwort: Gott und die Polizei sind allmächtig. Was wohl Herr Professor Fiedler davon denken mag? Ach, Frau Eva, darf ich denn den Herrn hier verrathen, daß Sie die Braut des Herrn Professors sind?"

„Da ist ja nichts zu verrathen, lieber Herr Obrecht", erwiederte Frau Eva; „die Welt weiß es ja schon und sollten es diese Herren, die jetzt lange in See gewesen sind, zufällig noch nicht wissen, so werden sie sich gewiß freuen, wenn sie hören, daß sich dieser weltberühmte Mann verlobt hat."

„Bitte, trinken Sie doch, Frau Eva; der Kapitain hat dies Glas für Sie eingeschenkt, ächt Münchener Bockbier!"

„Ach, dieses schöne vaterländische Getränk!" sagte sie. „Früher wußt' ich es gar nicht zu schätzen. Mein seliger Knochenhauer trank gern ein Glas und ich hielt das für einen Uebelstand; ich war damals verblendet, aber nun hat mir mein Bräutigam auseinandergesetzt, daß das deutsche Bier eine Weltmacht ist. Die alten Großmächte haben sich überlebt und sind aus der Mode; unter die neuen Großmächte gehört aber das deutsche Bier und sodann auch die Macht des Gedankens."

„Diese würde aber auch noch auf schwachen Füßen

stehen, Frau Eva", bemerkte Moritz, „wenn der Herr Professor nicht wäre."

„Ja wohl, Herr Obrecht! Man staunt wirklich, wenn man erwägt, was Alles von einem solchen Manne abhängt. Mein Gott, sobald ich einmal auf ihn zu sprechen komme, dann vergesse ich alles Andere. Ich habe Ihnen ja noch gar nicht gesagt, weßhalb ich Sie hier aufgesucht habe. Ich sprach mit Herrn Harder und der sagte mir, daß mit dem englischen Dampfer soeben sehr wichtige Briefe für Sie gekommen sind. Er wollte deshalb jemand zu Ihnen schicken, aber ich erbot mich, es Ihnen selber zu melden."

„Wenn Herr Harder so große Eile für nöthig hält, daß er ausdrücklich hierher schickt, dann müssen die Briefe wirklich recht wichtig sein, und vielleicht wird es sogar nothwendig, daß Ottmar mit mir diesen nämlichen Dampfer zur Reise nach Europa benutzt. Das wäre vielleicht sehr gut, aber ein Unglück wäre doch auch dabei, liebe Frau Eva, denn alsdann würden wir in ein Paar Tagen schon reisen und Sie vielleicht nur noch ein einziges Mal sehen können."

„Herr Harder gab mir schon so etwas zu verstehen", antwortete Frau Eva, „und darum ließ ich es mir nicht nehmen, selber zu Ihnen zu gehen; so habe ich Sie doch noch einmal mehr gesehn."

„O, wie gut sind Sie, liebe Frau Eva! Ottmar, wir müssen gleich an Land und darum laß uns von

den Herren Abschied nehmen. Ihr Boot ist ja noch da, Frau Eva, das können wir nun mit einander benutzen."

Man nahm Abschied und man fuhr nach der Stadt hinüber.

„Das ist das erste Mal und unglücklicherweise vielleicht auch das letzte Mal", sagte Moritz unterwegs, „daß ich mich mit der Braut des berühmtesten Mannes auf den Wellen schaukele."

„Mit der Braut, ja, Herr Obrecht; aber wir wollen hoffen, daß eine Zeit kommt, wo Sie sich in Gesellschaft der Frau Professor Fiedler wieder auf den Wellen schaukeln. Wär' es aber auch jetzt das letzte Mal, so bleibt es Ihnen doch eine Erinnerung für's ganze Leben."

---

## 3.

### Abschied von Frau Eva.

Moritz begab sich, während Frau Eva nach ihrem Landhause fuhr, mit Ottmar sogleich zu Harder, der sich noch in der Stadt befand.

Es war, wie man vermuthet hatte: das im Hafen liegende englische Dampfschiff mußte zur Rückreise nach Europa benutzt werden. Man hatte erwartet, daß die übrigens sehr erwünschten Nachrichten Süters um einen halben Monat später eintreffen würden, denn es hatte sich nicht voraussetzen lassen, daß der Professor mit seinen Anstalten so schnell zu Stande kommen werde. Möglich war letzteres indeß immerhin gewesen und daher hatte man sich auch in Bereitschaft gesetzt, um dem Rufe folgen zu können, sobald er kam.

„Es ist mir leid", sagte Harder, „daß ich euch nicht begleiten kann. Meine eigenen Geschäfte hier sind zwar erledigt und fesseln mich nicht weiter; ich muß jedoch, bevor ich abreise, Nachricht aus Callao erwarten und die kann vor Ablauf einer Woche nicht eintreffen. Ich

hoffe von Herrn Arndt die Ermächtigung zu gewissen Schritten zu erhalten, die ich in seinem und im Interesse Ottmar's thun möchte und ohne die ich in Europa wenig nützen könnte. Ich werde also erst die nächste Gelegenheit benutzen können und daher zwei Wochen nach euch eintreffen. An den Professor Süter werde ich Ihnen einen Brief mitgeben, Moritz, worin ich ihm meine Wünsche und Rathschläge mittheilen werde. Der Herr Professor schreibt diesmal nicht an Ottmar und er hat auch Elisabeth verhindert, dies zu thun. Ich kann das nicht billigen. Ihr Verfahren, Moritz, mit Ottmar ganz so zu sprechen, als existirte seine fixe Idee gar nicht und allenfalls sogar mit ihm darüber zu rechten, hat mir, wenige Fälle ausgenommen, weit besser gefallen, als was Freund Süter zu beabsichtigen scheint, der das Meiste von einer plötzlichen Ueberraschung erwartet; wenigstens kommt es mir so vor, denn deutlich setzt er seinen Plan nicht auseinander, wenn er überhaupt schon einen bestimmten Plan hat. Ottmar's fixe Idee ist ein hartnäckiger Aberglaube, der, wie alles Hartnäckige, durch einen gewaltsamen Angriff nur fester wird. Moralisches Licht kann das moralische Gebilde des Aberglaubens zersetzen; wirkt das Licht jedoch zu plötzlich auf den Aberglauben, so zersetzt es ihn nicht, sondern er kristallisirt unter der plötzlichen Einwirkung. Wir müssen indeß vorläufig, ich meine so lange wir nicht bei ihm sind, dem Herrn Professor gehorchen. Er verlangt

z. B. daß wir Ottmar nicht sagen sollen, wen er in England treffen werde. Vermuthlich schreibt er das Nämliche auch Ihnen noch besonders, denn hier ist ein Brief für Sie. Ich habe bereits Sorge getragen, die Plätze im Schiffe für Sie zu sichern und da Alles Uebrige vorbereitet ist, können Sie nun mit Ottmar ganz ruhig die Stunde der Abfahrt erwarten."

„Morgen können wir auch wohl von Frau Eva ordentlich Abschied nehmen?" fragte Moritz.

„Natürlich! Das Schiff geht übermorgen ab und bis dahin können wir noch manches Nöthige besprechen. Der gute Süter schreibt mir, seine Schwester werde mit nach Southampton kommen. Eine solche Begleiterin für Elisabeth mag vielleicht die Frau Hofräthin für unerläßlich gehalten haben; ich zweifle aber, ob Fräulein Süter eine heilsame Erscheinung für Ottmar sein werde. Er kennt sie und weiß, daß sie ihm nie gut gewesen ist."

„Was ist wohl Fräulein Süter für eine Dame, Herr Harder?"

„Sehr streng, sehr ernst und sehr fromm und dabei älter als Frau Eva. Sie müssen sich hüten sie zu beleidigen!"

„Was trauen Sie mir zu, Herr Harder! Ich will aber nun mit Ottmar nach Hause gehen und ihn ein wenig auf die Abreise vorbereiten."

In dem Briefe, den ihm Süter geschrieben hatte, fand Moritz auch ein Briefchen von Elisabeth und

obwohl ihn dies freute, bedauerte er doch, daß keines an Ottmar da war. Desgleichen hatte man die aus dem Zeitungsblatte geschnittene öffentliche Rechtfertigung Ottmar's beigelegt und diese sollte er ihm zeigen dürfen.

„Ein wenig scheinen jene Leute doch noch zur Einsicht gekommen zu sein vor ihrem Ende“, sagte Ottmar, als er dies Blättchen gelesen hatte, „aber auch nur ein wenig! Immerhin wundert es mich, daß sie sich auch nur zu dem Wenigen verstanden haben.“

„Natürlich haben sie diese Bekanntmachung noch vor ihrem Ende veröffentlicht, Ottmar; aber dieses Ende ist auch jetzt noch nicht gekommen.“

„Blos mein Ende steht noch bevor.“

„Sieh nur dies Blatt genauer an! Glücklicherweise ist Jahrzahl und Datum nicht mit weggeschnitten: da kannst Du ja sehen, wie neu es noch ist.“

„Wie oft soll ich Dir noch sagen, Moritz, daß es nur meine heimtückische Phantasie ist, die mich auf all den alten Blättern, die mir unter die Hände kommen, ein neues Datum erblicken läßt, wie wenn es für mich Einzigen noch der Mühe lohnte, die Tage zu zählen! Ich wollte, ich hätte dies Blättchen nicht gefunden; es gefällt mir nicht, denn es steckt eine große Lüge darin.“

„Was für eine Lüge?“

„Frage mich nicht, Moritz, ich kann Dir das nicht erklären.“ — —

Am nächsten Tage begaben sie sich zu Frau Eva,

um feierlich Abschied zu nehmen. Sie wußte das schon, sie war darauf vorbereitet und Harder war auch anwesend.

Sie versicherte, sie habe sich bereits in der vergangegen Nacht sehr ausgeweint, aber die Thränen kämen ihr immer wieder.

„Und was mir am allermeisten leid thut“, sagte sie, „ist, daß Sie nun zur großen Geburtstagsfeier nicht hier sein werden.“

„Wir werden Alles in der Illustrirten Zeitung finden, Frau Eva“, sagte Moritz.

„Ach, das ist wohl wahr; aber die Illustrirte Zeitung kann Ihnen doch nicht die lebendige Gegenwart, die unmittelbare Anschauung ersetzen und am allerwenigsten kann sie Ihnen die gehobene Stimmung mittheilen.“

„Ja, wir kommen ein Bischen karg weg, Frau Eva; etwas werden wir aber dennoch haben: wir werden Zeugen des ungeheuren Wiederhalls sein, den diese weltgeschichtliche Feier in Europa finden muß, und dieser Wiederhall wird auch in uns die gehobene Stimmung wecken. Sie wissen ja, Herr Harder hat gesagt, daß in jedem Menschen alles Mögliche latent steckt und daß es nur geweckt zu werden braucht.“

„Gewiß“, bestätigte Harder, „Alles steckt latent in uns, wie ehemals der Marschallstab im Tornister der Franzosen. Ebenso ist in unserer Freundin hier allezeit

die Braut latent vorhanden gewesen, bis es dem großen Fiedler gelang, sie zu wecken oder frei zu machen."

„Aber wenn Frau Eva heirathet, dann wird doch die Braut wieder latent, Herr Harder?"

„Allerdings; ebenso wenn Frau Eva mit dem Herrn Professor brechen sollte."

„O, Herr Harder!" rief sie, „wie können Sie denn ein solches Wort sprechen! Ich werde doch nicht die unauslöschliche Schmach auf mich laden, mit dem Manne des Jahrhunderts zu brechen?"

„Der Herr Professor hat indeß, wie alle großen Männer, doch auch seine schwache Seite: er will bisweilen Geld von Ihnen haben."

„Ich wollte, ich besäße recht viel, Herr Harder, damit ich ihm recht viel geben könnte. Mein Bräutigam hatte ganz recht, als er mir schrieb: man muß opferwillig sein, wenn man höhern Zwecken dienen will."

„Das ist sehr edel gedacht, Frau Eva", erwiederte Harder, „aber man kann arm dabei werden."

„Es wird uns an nichts fehlen, wenn der Zeitpunkt kommt, wo wir wieder nach Europa reisen."

„Wenn es dem Herrn Professor in dieser Hinsicht nur nicht geht, wie so vielen Brasilianern. Von den meisten dieser Herrn hört man dann und wann, daß sie beabsichtigen, nächstens eine Reise nach Europa zu machen. Sie schieben diese Reise jedoch immer auf und um nicht gestehen zu müssen, daß ihnen das Geld dazu

fehlt, schützen sie Mangel an Zeit vor, obwohl sie diese im Ueberflusse haben."

„Sie wissen recht gut, Herr Harder, daß mein Bräutigam wirklich sehr wenig Zeit hat. Ein Mann der Wissenschaft hat niemals Zeit übrig."

„Gedenkt denn der Herr Professor wieder einmal nach Deutschland zu kommen?" fragte Moritz.

„Welche Frage, Herr Obrecht!" rief Frau Eva. „Die Rettung des deutschen Volkes ist ja die Lebensaufgabe meines Bräutigams und folglich muß er nach Deutschland zurückkehren."

„Wie sich die Leute da drüben freuen werden, Frau Eva, wenn ich ihnen erzählen werde, daß der Herr Professor jetzt ihre Rettung vorbereitet! Ich darf doch davon sprechen?"

„Sie dürfen getrost davon sprechen, Herr Obrecht; es ist ja längst kein Geheimniß mehr."

„Aber Sie werden doch auch mit zurückkehren?"

„Das versteht sich! An der Seite meines Bräutigams werde ich im Triumphe in Deutschland einziehen!"

„Sie dürfen jedenfalls auf eine glänzende Zukunft rechnen, Frau Eva", bemerkte Harder; „ich möchte wohl wissen, in welchem Lichte Sie der späten Nachwelt erscheinen werden? etwa wie Heloise, wie Laura, oder wie Beatrix?"

„Sind wohl solche Vergleiche auch statthaft, Herr Harder?" sagte Moritz. „Wenn der Herr Professor

seine welterschütternden Werke vollendet, dann wird der Name Frau Eva oder Frau Eva Fiedler doch einen ganz andern Glanz erhalten, als alle andern Frauennamen.“

Solche und ähnliche Bemerkungen trösteten die gute Dame in reichem Maße über das zeitweilige Mißgeschick ihres Bräutigams, den man zum brasilischen Rekruten hatte machen wollen. Sie gerieth in eine sehr „gehobene Stimmung“ und als man einander endlich Lebewohl sagen mußte, sprach sie im zuversichtlichsten Tone von einem recht baldigen Wiedersehen.

## 4.

### Nach Europa.

Ottmar und Moritz befanden sich am Bord des englischen Dampfschiffes.

„Wir kehren nach Europa zurück, Ottmar!" sagte Moritz, „und ich wollte, ich könnte Dir etwas von meiner Fröhlichkeit mittheilen! Freust Du Dich denn gar nicht, daß wir nach wenig Wochen wieder in Europa sein werden?"

„Früher würde ich mich sehr darüber gefreut haben", antwortete Ottmar; „jetzt nicht; ich werde ja in Europa nur ausgestorbene Länder finden. Dennoch kehre ich nicht ungern zurück, denn die nordische Luft wird mir angenehmer sein. Wo ist Dein Mulattengespenst?"

Moritz hatte sich, wie erwähnt worden, Mühe gegeben, den Aufenthalt der armen Mulattin in Rio zu entdecken, hatte jedoch von niemand Auskunft erhalten können. Dies war ihm sehr leid, denn er hatte gewünscht, für sie und für ihren Knaben etwas thun zu können, zum wenigsten ein Geldgeschenk zu Verbesserung

ihrer gegenwärtigen Lage, wofern dies nöthig, oder zum Besten ihres Kindes, einer geeigneten Person anzuvertrauen. Sein Interesse an dem armen Weibe beruhte nicht blos auf Mitleid, er fühlte sich ihr gewissermaßen zu Danke verpflichtet, weil er durch sie auf einen Gedanken gebracht worden war, auf den seine beste Hoffnung bezüglich der Heilung seines Freundes sich gründete, den er jedoch niemand mittheilen mochte.

Es war nun zu spät, etwas für die Arme zu thun, die er niemals wieder sehen sollte.

Der Dampfer steuerte hinaus aus der im heitersten Schmucke lachenden Bai. Links blieb das Fort Santa Cruz, rechts das Fort San Joao mit den malerischen Höhen dahinter und endlich auch der merkwürdige Zuckerhut liegen. Bald ließ man die Inseln Raza und Redonda hinter sich und steuerte in der Richtung nach dem Cap Frio. Am Bord dieses Schiffes ward auch wenigstens ein Wunsch Ottmar's erfüllt: er sah mit Ausnahme von zwei zur Mannschaft gehörigen Schwarzen lauter europäische Gesichter.

Nach einigen Tagen erreichte man den Hafen von Bahia, und obwohl man hier schwarzen Gestalten in Menge begegnen mußte, hielt Moritz es dennoch für gerathen, mit dem Gefährten an Land zu gehen, um das auf die Dauer zu einförmige Leben an Bord durch eine Abwechselung zu unterbrechen.

„Wäre es mir noch vergönnt, in menschliche Gesell-

schaft zurückzukehren“, sagte Ottmar, als man sich wieder im Schiffe befand, „so würde es mir lieb sein, diese Gegenden besucht und mit eigenen Augen gesehen zu haben; aber meine nordische Heimat würde mir darnach nur um so lieber sein. Zum beständigen Aufenthalte würde ich mir ein Tropenland nie gewählt haben. Diese Länder zwischen den Wendekreisen gehörten der schwarzen Race und ihr hätte man sie denn auch überlassen sollen. Ebenso hätte man aber auch die Neger nicht mitten unter weiße Bevölkerung bringen sollen. In der Weise, wie es geschah, war es ein schweres Verbrechen; ein schwerer Fehler von nicht minder verhängnißvollen Folgen würde es aber auch noch gewesen sein, wenn man sie als freie Arbeiter, nicht als Sklaven, unter die Weißen gebracht hätte. Im Norden duldete man endlich, wie wir noch erfahren haben, das Verbrechen nicht mehr, aber der Fehler blieb mit seinen bösen Folgen, unter denen Nordamerika noch fort und fort leiden würde, wäre durch den Untergang der Menschheit nicht Alles zu Ende gebracht worden; es würde durch diese Negerbevölkerung so lange gelitten haben, bis es sie losgeworden, bis sie ausgewandert oder ausgestorben wäre. Was war denn damit gethan, daß man sagte: Ihr seid jetzt frei! Als ob die schwarze Race inmitten einer herrschenden weißen Bevölkerung jemals wirklich frei hätte werden können! Sie würde eine verachtete Race und zugleich ein Fluch für die

Weißen geblieben sein und hätte sich für den Hohn ihrer sogenannten Freilassung fort und fort gerächt, indem sie als ein demoralisirendes Gift auf diese Weißen und deren Kinder gewirkt hätte."

„Wir werden wohl Beide noch im Stande sein, zu beurtheilen, ob das richtig ist, was Du jetzt sagst, Ottmar."

„Ach, daß wir das könnten! Mit welcher Freude wollt' ich den Wendekreis des Nordens begrüßen, wenn all die Herrlichkeit, die einst jenjeit desselben lag, nicht untergegangen wäre! In den Landen jenseit jener Zone wandelten die Männer des Gedankens und der That, die Beweger der Welt; dort vollbrachte die Menschheit ihre Riesenwerke, dort feierte die Geschichte ihre hohen Feste — und nun ist Alles vorüber, nun ist Alles nur ein eitles Spiel gewesen."

„Denke, wir unternähmen jetzt eine Entdeckungsreise, Ottmar; Du wirst jenseit des Wendekreises weit mehr entdecken, als Du jetzt glauben willst."

Als das Schiff die Station Pernambuco erreicht hatte, den letzten brasilischen und überhaupt amerikanischen Punkt, den man während der Reise berühren sollte, sagte Ottmar:

„Verlocke mich nicht, hier ans Land zu gehen, Moritz. Ich mag nichts mehr von dieser Negerwelt sehen."

Die Landung war hier ziemlich unbequem, weil man bei ungewöhnlich hochgehender See eine ansehnliche

Strecke im Boote zurückzulegen hatte, um das Ufer zu erreichen. Die meisten Passagiere, die nicht durch Geschäfte dazu gezwungen waren und ihre Bequemlichkeit liebten, verzichteten auf die Landung. Moritz überlegte einen Augenblick; es schien ihm aber besser, nicht nachzugeben und er sagte:

„Ich muß mir den Platz in der Nähe ansehen. Du wirst mich doch nicht allein gehen lassen, Ottmar?“

Jetzt folgte ihm Ottmar, ohne sich weiter zu sträuben.

„Nun haben wir von diesem Continente ordentlich Abschied genommen“, sagte Moritz, nachdem man den brasilischen Boden zum letzten Male betreten hatte und sich wieder im Schiffe befand, „und nun geht es in allem Ernste nach Norden. Es wird aber wohl länger als eine Woche dauern, bevor wir wieder einmal Land sehen, nicht wahr? Jetzt läßt es sich allenfalls aushalten, denn ich bin bei Dir und sehe außerdem viele Menschen um mich; aber während meiner ersten Fahrt im Adler bin ich der See recht herzlich müde geworden. Es wurde manchmal gar zu langweilig, wenn man viele Tage hintereinander schlechterdings gar nichts weiter als Himmel und Wasser sah, kein Segel, keinen Fisch, keinen Vogel; nur unten die Wellen und oben den weiten Himmel.“

„Ich kann mir vorstellen, wie Dir damals zu Muthe gewesen ist“, antwortete Ottmar. „Man erkennt wohl, daß Alles, diese ungeheure Fluth und dieser unendliche

Himmel darüber, ein Lebendiges ist; aber das Ungeheure dieses Allwesens wird drückend, wenn man einsam ist und man sehnt sich dann nach Erscheinungen eines Lebens, das dem eigenen näher verwandt ist, man sehnt sich nach Mitgeschöpfen. In diesem All das einzige davon losgetrennte isolirte Wesen zu sein, das einsam denken und fühlen muß, ist allzu peinlich."

„Traust Du mir wirklich zu, daß ich nicht mehr denke und fühle, Ottmar?"

„Ich denke Dich, Du bist nur noch einer meiner Gedanken, und weil Du mir einst lieb gewesen bist, denk' ich Dich besonders lebhaft und mein Gedächtniß hat Dein Bild deutlicher als die meisten andern Bilder bewahrt."

Während man die Reise nordwärts in der Richtung nach den Capverdischen Inseln fortsetzte, war Ottmar nach Einbruch der Nacht kaum vom Deck zu bringen. Er sehnte sich, die nordischen Sternbilder wieder zu entdecken. Die Mühe blieb jedoch lange vergeblich, denn der Himmel war fast ununterbrochen mit Gewölk bedeckt und oft machten überdies schwere Gewitterregen den Aufenthalt außerhalb der Kajüte beinahe unmöglich.

Man landete noch einmal auf St. Vincent, man sah später, jedoch nur von ferne, jenen Riesen der kanarischen Inseln, den Pic von Teneriffa, emporragen, und wieder einige Tage später lief man in der Mündung des Tajo ein und ging vor Lissabon vor Anker. Hier

fand Moritz zu seinem nicht geringen Verdruß, daß man nicht ans Land gehen konnte, denn alle Passagiere, die nicht hier blieben und sich der Quarantaine unterwarfen, durften diesmal das Schiff nicht verlassen, weil erhaltenen Nachrichten zufolge befürchtet wurde, sie könnten gelbes Fieber oder sonst eine böse Krankheit aus Brasilien einschleppen.

Das war indeß ein leicht zu verschmerzender Verlust gegenüber dem großen Troste und der freudigen Hoffnung, daß man nach einer kurzen Reihe von Tagen England erreichen und dort die Freunde, die Rettung bringenden Freunde finden sollte.

Am fünfundzwanzigsten Tage nach der Abfahrt von Rio traf das Dampfschiff glücklich im Hafen von Southampton ein.

Moritz war fast außer sich vor Freude.

„Wie froh bin ich, daß wir hier sind, Ottmar!“ rief er. „Unsre Mühseligkeiten sind nun überstanden, nun wird Alles gut und Du wirst wieder glücklich!“

# Achtes Buch.

## 1.

### Begegnung in Southampton.

Professor Süter war mit seiner Schwester und Elisabeth bereits seit einigen Tagen in Southampton angelangt und befand sich mit seinen Gefährtinnen am Landungsplatze, als der erwartete Dampfer eingetroffen war und seine Passagiere ans Land gehen ließ.

Obwohl sie Moritz bei dieser Gelegenheit zum ersten Male erblickten, würden sie ihn, auch ohne sein Bild gesehn zu haben, doch sofort an seinem Begleiter, Ottmar, erkannt haben, als sie ihn mit diesem unter der Menge der andern ankommenden Reisenden ans Land treten sahen.

„Sie kommen allein", sagte der Professor; „Herr Harder ist also nicht mitgereist und das ist mir gar nicht lieb."

„Im Gegentheil, lieber Bruder", erwiederte Fräulein Süter, „das kann uns nur sehr lieb sein; ich fühle mich schon erleichtert, weil Herr Harder nicht da ist Du weißt ja, daß er ein Religionsspötter ist; mir

ist in seiner Gesellschaft stets bang um's Herz gewesen."

„Er ist ein Sonderling, aber kein böser Mensch", sagte der Professor. „Bleiben Sie jetzt beide hier zurück, ich will unsern Freund erst allein ansprechen."

„Fürchten Sie, daß mein unerwarteter Anblick nachtheilig auf ihn wirken könnte?" fragte Elisabeth.

„Sie wissen ja, Elisabeth, daß ich von der Wirkung Ihres Anblicks das Beste erwarte; — zuvor aber muß ich Ottmar's Zustand prüfen, um darnach zu beurtheilen, in welcher Weise es rathsam sein werde, die Begegnung stattfinden zu lassen. Bedenken Sie, er ist jetzt durchaus nicht vorbereitet!"

„Sollte meine plötzliche Erscheinung nicht vielleicht besser wirken, als nachdem er langsam darauf vorbereitet ist?"

„Sie misverstehen mich. Ich meine allerdings, Sie sollen ihm plötzlich entgegentreten und ich habe nicht die Absicht ihm zuvor zu sagen, daß er Ihnen demnächst begegnen werde. Ich will nur seinen augenblicklichen Zustand kennen lernen, um darnach zu entscheiden, ob er Sie jetzt schon sehen darf."

Elisabeth wollte noch Einwendungen machen, aber der Professor bemerkte:

„Erwägen Sie, daß er Sie schon einmal zu sehen glaubte, als er seinen jungen Gefährten auf der Insel wiedersah. Nach aller Wahrscheinlichkeit befindet er sich

noch in der nämlichen Befangenheit, wie damals — würde es Ihnen gefallen, wenn er Sie nur in gleicher Weise anredete, wie damals Moritz?"

Sie mußte sich fügen und der Professor näherte sich allein den beiden Reisenden.

Ottmar hatte ziemlich theilnahmlos auf die Menge geblickt, während Moritz erwartungsvoll umhergespäht hatte, denn er rechnete darauf, mit seinem Gefährten schon hier von den Freunden empfangen zu werden.

Ottmar erkannte den Professor sogleich und schien nicht unangenehm überrascht, wofern mit diesem Ausdrucke nicht eigentlich zuviel gesagt ist.

„Es ist doch gut", sagte er, zu Moritz gewandt, „daß es mir gelungen ist, mich wieder nach Europa zu versetzen. Hier begegnen mir doch sogleich freundliche Gespenster, Schatten von Leuten, die ich einst gern hatte."

„Willkommen in Europa!" rief der Professor, indem er ihm die Hand reichte. „Wie befinden Sie sich, lieber Ottmar?"

„Meine Phantasie ist hier auch weit lebhafter", sagte Ottmar, mehr im Selbstgespräch, als antwortend; „ich kann mir einbilden, während ich dem Gespenste die Hand drücke, sie wirklich zu fühlen, als gehörte sie einer wirklichen wesenhaften Gestalt. Dies gelang mir bisher fast nur mit Dir, Moritz, und allenfalls mit Harder's Schatten, wenn mir der einfällt."

„Herr Harder ist nicht mit Ihnen gekommen?"

„Er kommt vierzehn Tage später, im französischen Dampfer“, sagte Moritz. „Wenn wir vor seinem Eintreffen von Southampton abreisen, sollen wir unsre Adresse für ihn hier zurücklassen.“

„Es freut mich“, sagte der Professor zu Ottmar, „daß hier Alles einen guten Eindruck auf Sie macht, wie Sie sagen. Ihre Phantasie wird sich mit jedem Tage noch mehr verbessern.“

„Verbessern? Ach, ich wollte, sie schliefe ganz ein. Aber mir ist, als empfänd' ich das Grauenvolle der Einsamkeit hier etwas weniger peinlich.“

„Mein lieber junger Freund“, sagte der Professor leise zu Moritz, „dort ist meine Schwester und Fräulein Elisabeth; gehen Sie zu ihnen, machen Sie sich mit den Damen bekannt, während ich mich mit Ottmar beschäftige. Er darf Elisabeth jetzt noch nicht sehen.“

Diese letzte Bemerkung befremdete Moritz, aber er gehorchte ohne Weiteres und eilte zu den Damen, die in einiger Entfernung warteten.

„Ich brauche Ihnen meinen Namen nicht erst zu nennen?“ sagte er, indem er beiden die Hand reichte. Fräulein Süter gab ihm die ihrige etwas widerstrebend, Elisabeth aber um so bereitwilliger.

„Ihr Freund ist mein Bruder geworden“, sagte er, „und Sie müssen nun meine Schwester werden!“

Hätte ein Fremder sie beobachtet und diese letzten Worte gehört, so würde er sich darüber gewundert haben,

weil die beiden in der That ganz so aussahen, als müßten sie schon wirkliche Geschwister sein. Moritz befand sich in dem Alter, wo sich noch nicht die markirteren männlichen Züge hinreichend entwickelt hatten, um die Aehnlichkeit der Gesichter minder augenfällig zu machen.

„Ich werde Ihre Schwester nicht erst", antwortete ihm Elisabeth, „unser Schicksal hat uns schon zu Geschwistern gemacht und wir müssen einander fortan mit dem traulichen Du anreden."

Mit der innigsten Rührung und dem herzlichsten Wohlwollen betrachtete sie den Knaben, welcher der treue unermüdliche Reisegefährte ihres armen Freundes gewesen war. Fräulein Süter betrachtete ihn dagegen keineswegs mit Wohlwollen.

„Mein Bruder gibt uns ein Zeichen, wir sollen uns entfernen", sagte sie.

Der Professor hatte allerdings deutlich genug ein solches Zeichen gegeben und man mußte sich dem fügen.

„Es ist mir lieb, daß wir von der offenen Straße wegkommen", fuhr Fräulein Süter fort, während man den Weg nach dem Gasthause einschlug. „Es ist mir unangenehm aufgefallen, liebe Elisabeth, daß Sie sich gewöhnt haben, von Ihrem Schicksal zu sprechen, anstatt vom Herrn, der Alles lenkt. Und jetzt schienen Sie wirklich im Begriff, hier auf der Straße eine rührende

Scene mit diesem jungen Herrn stattfinden zu lassen. Wie alt sind Sie denn, Moritz?"

„Unlängst funfzehn Jahr geworden, schon oder erst, ich weiß selber nicht was das Beste ist, Fräulein Süter."

„Das Beste ist, daß man nicht blos an Jahren, sondern auch an Gnade zunimmt", antwortete sie in etwas ungnädigem Tone. „Ich beklage Sie aufrichtig, Moritz. Ihre Sittlichkeit muß arg untergraben worden sein, da Sie sich in so jugendlichem Alter so lange in Gesellschaft jenes ruchlosen Menschen in der weiten Welt umhergetrieben haben. Das Beten haben Sie dabei gewiß verlernt!"

„Sie meinen, mit gefalteten Händen und gesetzten Worten? Ja, darin hab' ich es nie zu einer Uebung gebracht. Aber glauben Sie mir, Fräulein Süter, die ganze lange Reise von Callao bis hierher ist ein fast ununterbrochenes Gebet gewesen."

„Das glaub' ich Dir, Moritz!" sagte Elisabeth.

„O, mein Gott!" jammerte Fräulein Süter; „der junge Mensch hat schon das Gebet verachten gelernt und ich muß mit anhören, wie die Tochter meiner lieben frommen Freundin ausdrücklich in die Lästerung mit einstimmt. Es ist hohe Zeit, daß Sie auf Ihre Rettung denken, Moritz. Auch Ihr Verderben hat jener gottlose Mensch auf seinem Gewissen. Der Herr hat ihn nun hier schon mit so schwerer Strafe heimgesucht; mich

schaudert, wenn ich daran denke, was seiner erst dort warten mag!"

Moritz war im Begriff, in seiner Weise zu antworten, aber Elisabeth gab ihm ein beschwichtigendes Zeichen, welches er sogleich verstand.

„Es ist doch zu beklagen, daß Dich Ottmar nicht sogleich sehen soll", sagte er. „Ich bin überzeugt, daß er auf der Stelle entschieden geheilt sein würde."

„Wir müssen uns den Vorschriften des Herrn Professors fügen, Moritz, der auch besser urtheilen kann als wir", antwortete sie. „Hier ist unser Gasthaus, wo auch für Dich und Ottmar schon Zimmer bereit gehalten sind. Tritt mit bei uns ein, bis unsre Freunde kommen."

Als man sich im Zimmer der Damen befand, sagte Fräulein Süter:

„Liebe Elisabeth, es ist mir sehr unangenehm aufgefallen, daß Sie sich mit diesem jungen Herrn sofort auf Du und Du gestellt haben. Ich kann das wirklich nicht erlauben!"

„Erlauben? Fräulein Süter?" antwortete Elisabeth. „Dessen bedarf es ja gar nicht! und dann ist es ja so natürlich, daß wir einander mit Du anreden. Wir sind ja nahe Verwandte, Geschwisterkinder!"

„Und wenn das auch nicht wäre", bemerkte Moritz, „so ständen wir einander nun doch nahe genug: wir sind Geschwister durch Wahlverwandtschaft und ich

wollte mich eher zerreißen lassen, als wieder auf unser trauliches Du verzichten."

„Ich weiß wirklich nicht, wie ich das Alles bei der Frau Hofräthin verantworten soll!" rief Fräulein Süter.

„Ich bitte Sie, Fräulein Süter", sagte Moritz, „machen Sie sich darum nicht die geringste Sorge. Elisabeth und ich werden Alles selber verantworten."

„Ich glaube, Sie fürchten sich vor gar nichts, Sie sind so erschrecklich keck!" rief die alte Dame. „Das kommt von dem Umhertreiben in der Fremde. Sie müssen unter wilden verwegenen Menschen gewesen sein!"

„Ja, die zahmsten waren es nicht immer, Fräulein Süter; aber es ist mir doch lieb, daß ich unter ihnen gewesen bin, ich glaube bei der Gelegenheit mancherlei gelernt zu haben."

„Aber auch etwas Gutes? Ach, mein Sohn, mir graut! Wie lange sind Sie denn fortgewesen, ein Jahr?"

„Ja, ungefähr ein Jahr."

„Und haben Sie auch in dieser langen Zeit einmal Gottes Wort gehört?"

„Täglich, Fräulein Süter, zu Lande wie zur See und auf der See ganz besonders."

„Das ist noch ein Trost! Wir verdanken das der Mission. Ich hatte gefürchtet, die rohen Seeleute wären ganz verwahrlost."

„O, nicht doch! jeder hohe Seegang und jedes Gewitter ist Gottes Wort für sie."

„Ach! so ist es gemeint? Sie sind also doch ganz und gar verweltlicht. Ich bitte Sie, was soll denn nur aus Ihnen werden?“

„Daran werd' ich allerdings nun ernstlich denken müssen; aber ich bin unbesorgt.“

„Unbesorgt! recht sehr besorgt müssen Sie sein. Tag und Nacht müssen Sie aus dem Sorgen und Bangen gar nicht herauskommen, bis Ihnen der Herr Gnade schenkt und es hell in Ihrem Innern werden läßt. Sie müssen ein ganz Anderer werden.“

„O nein, Fräulein Süter, dazu habe ich doch keine Lust. Ich bin gesund, glaube auch einen ganz leidlichen Verstand zu haben, meine es übrigens in allen Stücken ehrlich und habe den besten Willen: was fehlt mir also?“

„Die Gnade, mein lieber Sohn!“

Des lieben Friedens willen war es vielleicht gut, daß Fräulein Süter diesmal das letzte Wort behielt, denn Moritz sah sich die Gelegenheit zu einer Antwort durch das Eintreten des Professors entzogen, der sich mit Ottmar im Hause eingefunden hatte.

„Moritz“, sagte er, „ich habe unsern Freund nach seinem Zimmer gebracht und wünsche, daß Sie zu ihm gehen und ihm Gesellschaft leisten.“

Moritz ging augenblicklich.

„So dürfen wir denn einander noch nicht begegnen?“ fragte Elisabeth.

„Nein“, erwiederte der Professor. „Ich weiß ja,

daß Ihnen dies nicht tröstlich klingen kann, aber es darf nicht anders sein. Wir müssen uns hüten, die letzte Hoffnung durch einen voreiligen Schritt zu vereiteln."

„Haben Sie schon einen bestimmten Plan, lieber Professor?"

„Noch nicht. Ich muß Ottmar genauer beobachten, als es bis jetzt möglich war."

„Ich fühle mich recht unnütz!" rief Elisabeth, während sich ihre Augen mit Thränen füllten.

„Wie können, wie dürfen Sie das, Elisabeth, da doch auf Ihnen unsre Hoffnung beruht! Trösten Sie sich, mein gutes Kind. Sie müssen sich schon darein ergeben, den Freund vorläufig nur noch aus der Ferne zu sehen, ohne von ihm gesehn oder gehört zu werden."

„Aber, Bruder, wie lange soll denn das dauern?" fragte Fräulein Süter.

„Jedenfalls einige Tage, vielleicht auch ein Paar Wochen", antwortete der Professor.

„Das ist ja eine schreckliche Aussicht!" rief seine Schwester, welche schon gefürchtet hatte, es werde Alles sehr geschwind abgethan sein, und sich nun im Stillen freute, länger auf Reisen sein zu können. „Wie soll ich denn bei meiner schwachen Gesundheit solches Ungemach in dieser Jahreszeit aushalten?"

„Der November hat kaum begonnen und das Wetter ist für diese Jahreszeit hier sehr mild. In unsrer

Heimat ist es gewiß jetzt schon weit rauher", antwortete der Professor.

„Diese Reise verkürzt mir das Leben um ein Paar Jahre, so viel weiß ich. Aber ich will nicht murren, ich will Alles als eine verdiente Züchtigung vom Herrn hinnehmen, weil ich so vermessen gewesen bin, mich in die Angelegenheiten gottloser Menschen zu mischen. Ich habe Alles verdient und will es geduldig tragen."

„Sie haben Ottmar's Zustand sonach doch bedenklicher gefunden, als Sie erwarteten?" fragte Elisabeth.

„Nein, liebe Elisabeth", antwortete der Professor; „nicht bedenklicher, aber anders als ich mir vorgestellt hatte. Ich muß nun vorsichtig sein und darf nichts vorschnell wagen. Mein Wunsch ist, daß unser Freund in Ihnen gleich beim ersten Anblick etwas mehr als einen geliebten Schatten erblicken möge."

„Ich bin sehr unverständig in meiner Ungeduld und muß Sie deshalb um Verzeihung bitten", sagte sie. „Ich will Ihnen gehorchen und will nicht mehr klagen."

„Sie werden mein Zögern auch begreiflich finden, Elisabeth, wenn Sie sich erinnern, daß uns nur drei Zusammenkünfte gestattet sind."

„Allerdings", bemerkte Fräulein Süter, „und es ist mir ausdrücklich zur Pflicht gemacht, darüber zu wachen, daß diese Bedingung streng erfüllt wird."

„Liebe Schwester", antwortete der Professor, „Deine Ueberwachung ist da ganz überflüssig, denn ich habe

mich durch mein gegebenes Wort gebunden — leider! kann ich wohl sagen, aber das ist nun nicht zu ändern."

„Sie sind selbst der Ueberzeugung, lieber Professor", sagte Elisabeth, „daß die heimatlichen Umgebungen wohlthätig auf Ottmar wirken würden, und Sie äußerten auch, unter den jetzigen Umständen werde er es unbedenklich wagen können, auch ohne erlangte Erlaubniß nach Deutschland zu gehen, z. B. in Hamburg werde man ihm den Aufenthalt wahrscheinlich nicht verwehren —"

„Das darf schlechterdings nicht stattfinden!" fiel Fräulein Süter eifrig ein. „Erstlich wäre es immerhin eine Regelwidrigkeit, ein gesetzwidriger Schritt, wenn er auch vielleicht auf kein äußerliches Hinderniß stieße; aber mein Gewissen würde mir ihn verbieten und ich werde mich daher nicht dazu verstehen; sodann habe ich aber auch Ihrer Mutter, meiner lieben frommen Freundin, feierlich versprochen, die Zusammenkunft nur im Auslande stattfinden zu lassen."

„Ich habe das nicht versprochen, Schwester", erwiederte der Professor, „und ich bin daher in dieser Hinsicht nicht gebunden. Solltest Du es sein, nun dann bliebe Dir nichts übrig, als uns zu verlassen und sofort nach Hause zu reisen."

„Wie Du nun sprichst, Bruder! Ich wünschte

von Herzen, daheim zu sein, kann ich denn aber allein reisen?"

„Du siehst wohl, wir brauchen einander gegenseitig und sollten daher auch unsre Aufgabe einander nicht noch erschweren. Sei indeß unbesorgt, ohne Erlaubniß wage ich es schwerlich, Ottmar nach Deutschland zurückzubringen."

---

## 2.

### Adam.

Als Moritz in Ottmar's Zimmer trat, stand dieser am Fenster und schien irgend etwas auf der entgegengesetzten Seite der Straße sehr aufmerksam zu betrachten.

„Es ist mir recht lieb, daß ich Dich wiedersehe, Moritz", sagte Ottmar; „Du erscheinst mir doch nie, um mich zu necken oder zu verspotten; Du meinst es nie arg mit mir."

„Wer sonst sollte es denn so mit Dir meinen? ganz gewiß niemand."

„O, doch, doch! Es gibt tückische Gespenster. Da erscheint mir nun wieder Adam's Schatten. Warum mußte mir der hierher folgen? Schon in Rio kam er mir wieder vor die Augen, mit dem Kinde Deiner Mulattin an der Hand, aber damals ging er wenigstens rasch vorüber; jetzt will er mich necken und setzt sich mit dem Kinde mir gerade gegenüber."

Moritz folgte dem Blicke Ottmar's und sah drüben

an der Straße auf einem dort aufgeschichteten Haufen von Bausteinen einen Mann mit einem kleinen Knaben sitzen.

Ottmar hatte recht: das war Adam der Matrose und der Knabe sah dem Kinde der Mulattin wenigstens sehr ähnlich.

„Was führt den hierher?“ fragte Ottmar. „Er ist nur gekommen, weil er der Erste war und weil er weiß, daß mich sein Anblick am bittersten fühlen läßt, daß ich der Letzte, der Allerletzte bin. Und er hat, um mich desto mehr zu verhöhnen, den Schatten eines Kindes mit sich gebracht, als ob es noch eine Menschheit mit einer Zukunft gäbe!“

„Du sollst Dich sogleich überzeugen, daß es Adam nicht böse mit Dir meint!“ sagte Moritz, indem er das Fenster öffnete.

„Adam, kommen Sie doch herauf zu uns!“ rief er dem Manne zu.

Der Angeredete schien nicht wenig verwundert, erhob sich aber sogleich, schritt auf das Haus zu und erschien bald, das Kind an der Hand führend, im Zimmer.

„Es ist mir recht lieb, Sie wieder zu finden!“ rief ihm Moritz entgegen. „Aber wie kommen Sie jetzt hierher und wem gehört dieser Knabe, Adam?“

Im nächsten Augenblicke erkannte er jedoch, daß er sich geirrt hatte, denn das war doch nicht der Matrose, so täuschend auch in geringer Entfernung die Aehnlichkeit gewesen sein mochte.

„Ich weiß nicht, was Sie von mir wünschen und woher Sie meinen Namen kennen", sagte der Fremde. „Aber ich habe Sie schon gesehn, Sie und den Herrn da. Ich reiste als Passagier letzter Klasse in dem nämlichen Dampfer, in dem Sie von Rio hierher gekommen sind."

„Sie heißen also doch Adam?"

„Ja."

„Dann müssen Sie einen Bruder haben, welcher Seemann ist und Ihnen täuschend ähnlich sieht."

„So ist es allerdings; aber ich habe ihn seit vielen Jahren nicht gesehn und weiß auch nicht, wo er jetzt sein mag."

„Das ist ein seltsames Zusammentreffen!" fuhr Moritz fort. „Ich wollte wetten, daß dies Kind da kein Wort Deutsch versteht. Ich hab' es schon in Brasilien gesehn und seine Mutter ist eine Mulattin. Wie kommen Sie zu dem Kinde?"

„Ich bin sein Vater", antwortete der Mann. „Mich wundert nicht, daß Sie es da drüben gesehn haben. Vermuthlich reisten Sie im nämlichen Schiffe, welches Mutter und Kind nach Rio brachte?"

„Ganz recht. Und Sie sind wirklich der Vater dieses Kindes?"

„Ach, ich hatte nur allzulange vergessen, daß ich es bin!" sagte der Mann. „Ganz zufällig hab' ich den Knaben mit der Mutter zugleich wiedergefunden. Ich

muß fürchten, daß Sie schon da drüben unterwegs etwas von mir gehört haben, was nicht hübsch klang?"

„Sie vermuthen ganz richtig. Ihr Name wurde zwar nicht genannt, aber ich hörte die Geschichte der armen Mulattin erzählen. Sie ist wohl mit Ihnen hierher gekommen? Denn es schien nicht, als werde sie sich von ihrem Kinde trennen können."

„Sie ist todt."

„Todt! Dann ist sie freilich nicht mehr unglücklich. Aber ich hätte sie gern auf andre Weise geheilt und gerettet gesehn. Adam, Sie scheinen bereut zu haben, was Sie ihr früher zugefügt hatten. Sie haben sich des Kindes angenommen?"

„Was ich gethan, bereue ich noch und werde es immer bereuen. Aber sie ist nun über alle Leiden hinweg und mir hat sie einen zwiefachen Trost hinterlassen: erstlich den Knaben da, der die paar portugisischen Worte, die er wußte, schon zu vergessen anfängt und deutsch mit mir plaudern lernt; und dann auch die Gewißheit, daß sie mir vor ihrem Ende verziehen hat. Sie freute sich in ihren letzten Augenblicken, daß ich wieder bei ihr war. Sie wußte nicht, daß uns ein bloßer Zufall einander nahe gebracht hatte, und meinte, ich habe sie zu mir kommen lassen."

„Und sie starb so schnell?"

„Sie starb für mich. Ich könnte Ihnen erzählen, wie das zuging, wenn Sie Zeit und Lust hätten, es zu hören."

„Sicherlich will ich es hören.“

„O, ich wollte, ich könnt' es der ganzen Welt erzählen zu meiner Schmach und zur Ehre des armen Weibes! — Ich war von Haus aus ein Schiffszimmermann und als solcher war ich auch nach Rio Grande gekommen. Da plagte mich nun die Eitelkeit, was Anderes, was Besseres werden zu wollen, wie ich meinte. Ich war meinem Kapitain desertirt und blieb im Lande. Ich war damals eigentlich nicht besser als ein Landstreicher. Ich hatte mir eingebildet, in diesem Lande könne man ohne viel Mühe geschwind reich werden, wenn nur erst ein Anfang gemacht wäre. Damals lernt' ich meine nachherige Frau kennen.“

Moritz ließ sich Alles, auch was er schon wußte, noch einmal ausführlich erzählen, wie es dem Manne gegangen, nachdem er seine junge Frau verlassen, wie er zwar einigemal dürftige Nachricht über sie erhalten, sich aber schlechterdings nicht um sie bekümmert hatte, zumal als er erfahren, daß sie wahnsinnig geworden war. Er hatte während der letzten Jahre in Rio als Zimmermann gearbeitet und sich, wie er sagte, ein hübsches Geld gespart.

„Ich stand mich sehr gut“, fuhr er fort, „denn ich war mehr Aufseher als Arbeiter, ungefähr das Nämliche, was bei uns Polirer heißt, und hatte lauter schwarze Arbeiter unter mir, die zum Theil Sklaven waren. Vor einem Vierteljahr ungefähr war ich eines Tages bei

einem Hause beschäftigt, wo ein neues Stockwerk aufgesetzt wurde. Dort führte der Weg vorüber, dem meine arme verlassene Frau folgen mußte, nachdem sie das Schiff verlassen hatte. Nun fügte es sich, daß sie gerade in dem Augenblicke vorüberkommt, wo meine Bauleute oben aus Versehn ein schweres Bret herunterfallen lassen, genau auf die Stelle, wo ich unten beschäftigt war. Ich hatte nichts bemerkt. Sie aber erkennt auf einen Blick mich und die Gefahr, die mir droht. Blitzschnell stürzt sie auf mich zu, um mich zur Seite zu drängen. Es war ihr gelungen, sie hatte mich gerettet, aber das Ende des wuchtigen Bretes hatte dafür sie selber gerade auf die Brust getroffen.

„Auch ich kannte sie sogleich, ich übersah Alles in einem Augenblicke: daß sie mich retten wollen und selber der Gefahr erlegen war. Sie lag bewußtlos vor mir am Boden. Unterstützt von dem Neger, der ihr Führer gewesen war — denn man hatte sie nicht mit dem Kinde allein nach ihrem Bestimmungsorte gehen lassen mögen — brachte ich sie nach dem glücklicherweise nahe gelegenen Spital. Der jammernde Knabe folgte uns. Ich that natürlich Alles, was ich nur vermochte, um sie gut verpflegen und herstellen zu lassen. Sie kam bald wieder zum Bewußtsein — ich stand in dem Augenblicke an ihrem Lager, und sie schien, obwohl sie heftige Schmerzen fühlen mochte, sehr glücklich. Sie war mit

vollkommen klarem Bewußtsein, mit gesundem Verstande aus ihrer Betäubung erwacht und ich ließ sie gern in dem Glauben, der noch ihr einziger Irrthum war, daß uns kein Zufall zusammengeführt, sondern daß ich sie ausdrücklich nach Rio habe kommen lassen. Am nächsten Tage befreite der Tod sie von ihren Leiden. Das ist meine Geschichte. Ich mochte nicht mehr in Rio leben und machte mich so schnell als möglich reisefertig. Jetzt bin ich auf dem Wege nach Bremen; dort will ich mich niederlassen; es wird mir nicht an guter Beschäftigung fehlen und ich werde dort auch Gelegenheit haben, dem Knaben da eine ordentliche Erziehung zu geben."

„Ach, Adam, wenn Sie wüßten, wie dankbar ich Ihnen für diese Erzählung bin! Ich bedauere, daß ich Sie nicht schon im Dampfer gesehn habe", sagte Moritz.

„Ja, wir geringen Passagiere kommen da den Herren in der Kajüte nicht viel unter die Augen; und dann waren Sie auch immerwährend mit dem armen Herrn dort beschäftigt."

„Sie scheinen etwas von uns gehört zu haben?"

„O ja! es war unter uns recht wohl bekannt, wie es mit dem unglücklichen Herrn aussah."

„Sie sind ein eigenthümliches Brüderpaar, Sie und der andre Adam, der mich und meinen Freund recht gut kennt; und noch eigenthümlicher ist, wie Sie

und Ihr Bruder mit uns zusammentreffen mußten. Doch, wir finden vielleicht noch Zeit und Gelegenheit, davon zu sprechen. Sie gehen also nach Bremen? Geben Sie mir Ihre Adresse genau an, es ist möglich, daß ich Ihnen bald einen Brief schicke. Und wenn Sie mit Ihrem Bruder, der jetzt wahrscheinlich in Hamburg ist, zusammenkommen oder an ihn schreiben, so grüßen Sie ihn von uns."

Dieser zweite Adam, der jüngere von den beiden, zeigte sich mit Recht etwas neugierig: er hätte gern gehört, in welche Berührung diese beiden Reisenden mit seinem Bruder gekommen waren. Er mußte sich jedoch gegenwärtig mit der Bemerkung begnügen, daß sie mit dem Matrosen Adam ein paar Seefahrten gemacht und ein für beide Theile wichtiges Reiseabenteuer mit einander bestanden hätten. Darauf sah er sich genöthigt, Abschied zu nehmen, denn Moritz, der sich endlich wieder mit Ottmar beschäftigen wollte, konnte dem Fremden jetzt keine Zeit mehr schenken, und später verbot sich dies von selbst, weil das Schiff, worin Adam mit seinem Söhnchen nach Bremen reisen wollte, schon nach einigen Stunden abging.

Ottmar hatte dem Gespräche mit dem Ausdrucke kältester Gleichgiltigkeit nicht sowohl zugehört, als nur beigewohnt, nachdem er, ebenso wie Moritz, beim Eintreten des Gastes sofort erkannt hatte, daß er nicht den „ersten Adam" vor sich sah.

„Hast Du gehört, was mir der Mann erzählte, Ottmar?“ fragte Moritz.

„Ja, er sprach von Deiner Mulattin. Es mag auch Alles so gewesen sein, wie er sagte, aber was ist jetzt daran gelegen, es zu wissen? Wäre nur noch ein lebendiger Mensch außer mir da, ich würde mich unendlich für ihn interessiren; aber was kümmert mich die Geschichte aller Todten, die nie wieder kommen!“

„Fräulein Süter ist auch hier und Du wirst ihr begegnen, Du kannst sie sogleich sehen, wenn Du willst.“

„Ich wünsche dies Gespenst nicht zu sehen.“

„Sie ist auch kein Gespenst, Ottmar; aber ich gebe Dir zu, daß sie beinahe so aussieht. Ihr Bruder würde mir schon besser gefallen, wenn er nicht so überaus bedenklich und ängstlich wäre.“

„Er kann nicht anders, Moritz, er muß sich genau so zeigen, wie er im Leben gewesen ist. Du erscheinst mir ja auch nicht anders als einst in der Zeit, da Du noch lebtest.“

„Nun, ich dächte doch, ich wäre Dir früher ganz anders erschienen. Du weißt ja, wie mürrisch ich mich geberdete.“

„Du wolltest mir anders erscheinen, als Du warst, aber das gelang Dir nicht, denn ich kannte Dich besser. Es thut mir recht leid, daß Du todt bist!“

„Wie oft hab' ich Dir nun schon gesagt, daß ich nicht todt sein mag!"

„Armer Moritz, Dein Wille ist ohnmächtig."

„Du sollst mich und meinen Willen schon noch gelten lassen! Aber zur Strafe, daß Du so gering von mir denkst, will ich jetzt sehn, ob Fräulein Süter zu sprechen ist, und Dich dann zu ihr bringen. Da wirst Du einen härtern Stand haben, als bei mir."

## 3.

### Kleine Conflicte.

Moritz fand den Professor, dessen Schwester und Elisabeth noch beisammen.

„Soeben wollt' ich zu Ihnen kommen", sagte der Professor. „Wir haben eine höchst wichtige und erfreuliche Mittheilung aus der Heimat erhalten, die hoffentlich auch einen guten Eindruck auf Ottmar machen wird, denn ihn betrifft sie ganz besonders. Unser Landesfürst hat sich bewogen gefunden, bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzessin, seiner Tochter, eine umfassende Amnestie zu gewähren. So darf denn nun Ottmar ungehindert in die Heimat zurückkehren. Es wird daher am besten sein, wenn wir hier in England keinen gewagten Heilungsversuch anstellen, sondern ohne Verzug die Reise nach Deutschland antreten. Wir sind ja ohnedies darüber einig, daß bekannte und vertraute Gegenden einen heilsamen Einfluß auf den Kranken üben werden, anderntheils aber werde ich auch Gelegenheit haben, dort einige befreundete Aerzte zu Rathe zu

ziehen, deren Urtheil ich in einem solchen Falle dem meinigen vorziehen muß. Erst nach dieser Berathung wollen wir einen entscheidenden Schritt wagen."

Damit war niemand zufrieden. Elisabeth und Moritz nicht, weil sie von dem Wiedersehen der erstern und Ottmar's zuversichtlich alles Gute erwarteten und daher das Zögern für ganz unnütz hielten. Elisabeth wußte, daß der Professor nur deshalb ängstlich zögerte, weil er sich durch sein gegebenes Wort gebunden fühlte, nur eine dreimalige Zusammenkunft zu gestatten und er diese karg zugemessenen Rettungsmomente nicht ohne vorausgegangene gründliche Ueberlegung und Berathung aufs Spiel setzen mochte. Sie sprach sich darüber jetzt nicht gegen den Professor aus, unterrichtete aber im leise geführten Gespräch Moritz von dem Umstande. Moritz begriff das Verhalten des Professors nicht, er war sich bewußt, daß er, trotz seiner Jugend, gewiß nicht schwach genug gewesen sein würde, ein solches Versprechen zu geben.

„Als ich mit Ottmar hier ans Land trat", sagte er, „glaubte ich, alles Unglück sei nun so gut wie schon beseitigt und die nächste Stunde müsse uns Alle heiter und fröhlich sehen. Und nun soll Alles wieder auf eine unbestimmte Zukunft verschoben sein! Warum fügen wir uns denn dem Allen? Das Beste ist, Du gehst sogleich mit mir zu Ottmar."

„Nein, Moritz, wir müssen jetzt gehorchen. Ich

bitte Dich dringend, wahre das Geheimniß Ottmar gegenüber, so lange der Professor die Eröffnung nicht gestattet. Bedenke, daß dieser bejahrte Herr mir und Ottmar ein großes Opfer bringt, indem er uns zu Liebe diese Reise macht."

„Das mag schon sein; aber er hätte wenigstens seine Schwester zu Hause lassen sollen, denn die könnte ja den vernünftigsten Menschen erst wahnsinnig machen. Sieh, Elisabeth, ich drohte vorhin Ottmar, ihn zu Fräulein Süter zu bringen, aber das war nur Scherz, denn am liebsten möchte ich sie fern von ihm halten."

„Ihr könnt also doch mit einander scherzen?"

„Von mir läßt sich Ottmar einen Spaß gefallen, und ich halte einen Scherz für nützlicher, als nur immer Kummer und Sorge zu zeigen. Dabei kommt so wenig heraus, als bei des Professors Bedenklichkeit. Sei nur ganz ruhig und getrost. Weil Du es verlangst, will ich das Geheimniß wahren und Ottmar Deine Nähe nicht verrathen. Im Uebrigen ist meine Geduld schon zu Ende und ich weiß, was ich thun werde."

„Was willst Du thun, Moritz?"

„Es thut mir leid, daß ich Dir das jetzt noch nicht sagen kann, gute Elisabeth; aber sei deshalb ganz unbesorgt, es ist etwas Gutes und Wohlüberlegtes."

„Du hast mir doch schon Angst gemacht!"

„Das hab' ich von meinem Plaudern! Nun bin ich böse auf mich selber. Du wirst aber später selbst

einsehen, daß ich Dir mein kleines Geheimniß nicht sogleich sagen konnte."

„Höchstens eine Unvorsichtigkeit kann ich Dir zutrauen; außerdem nichts Tadelnswerthes."

„So gut wage ich nicht einmal selber von mir zu denken. Lerne mich nur erst genauer kennen, dann wirst Du ganz anders von mir sprechen. Weißt Du, Elisabeth, Herr Harder hat mir gesagt, Du seiest sehr fromm."

„Ich will nicht fragen, wie er das gemeint hat; aber Eins kann ich Dir sagen, Moritz: Du bist viel, viel frömmer als ich."

„O, wenn es so zu verstehen ist, laß ich mir die Frömmigkeit gefallen. Fräulein Süter zählt mich schon unter die Gottlosen und Verlorenen."

Während die Beiden mit einander flüsterten, hatte Fräulein Süter laut mit ihrem Bruder gesprochen und ihre Unzufriedenheit mit seinem Plane zu erkennen gegeben.

„Nachdem ich kaum die schreckliche Seefahrt überstanden und noch an den Folgen zu leiden habe", sagte sie, „muthest Du mir zu, sogleich wieder eine solche Fahrt zu machen, während ich gehofft hatte, mich wenigstens noch einige Tage am Lande erholen zu können. Hier können wir freilich nicht bleiben; aber es würde für mich sehr zuträglich sein, wenn wir uns eine Woche in London aufhielten."

„Liebe Schwester", antwortete der Professor, „ich glaube nicht, daß wir in London eine zuträglichere Luft finden werden als hier, wo es für diese Jahreszeit wirklich sehr angenehm ist. Sodann erwäge aber auch, daß wir nicht unsertwegen reisen."

„Leider, leider! Ich wünschte, blos sagen zu können, wir begehen einen Schwabenstreich; aber ach! ich fürchte, wir begehen etwas Schlimmeres: wir vermessen uns, eine vom Herrn verhängte Strafe vereiteln zu wollen."

„Liebe Schwester, Du vergissest, daß Beides, Gelingen oder Fehlschlagen unsers Vorhabens ja auch in der Hand des Herrn liegt. Da nun aber Ottmar's Rückkehr gestattet ist, so haben wir gar keinen Grund mehr, ihn fern von der Heimat zu halten. Nur in seine Vaterstadt werden wir ihn nicht bringen und dahin wird er auch wahrscheinlich selbst nicht zurückkehren wollen, sobald er gesund ist."

„Ich möchte wirklich wünschen, die Amnestie wäre gar nicht ertheilt worden."

„Das ist kein christlicher Wunsch, Schwester!"

„Dem Ottmar nützt sie ja doch nichts. Setzen wir den Fall, er werde wieder gesund: kann er sich alsdann anständigerweise in Deutschland aufhalten? Würde er nicht immer wie ein Gebrandmarkter umhergehen?"

„Liebe Schwester, ich glaube, er würde sehr wenig

Gewicht auf die Meinung derjenigen Leute legen, welche fähig wären, ihn als gebrandmarkt zu betrachten, und ich selbst würde auch keinen Werth auf die Meinung solcher Leute legen. Du hast Ottmar noch nicht gesehn —"

„Ich wünschte, es wäre auch ganz zu vermeiden."

„Du hast Dich aus freiem Antriebe herbeigelassen, uns zu begleiten, und darfst Dich daher nicht beklagen, liebe Schwester. Sehen und sprechen mußt Du Ottmar nun einmal. Wir wollen ihn rufen und sehen, was er zu der Amnestie sagt. Liebe Elisabeth, ich muß Sie bitten, sich im Nebenzimmer aufzuhalten, so lange Ottmar hier bei uns sein wird. Holen Sie ihn, Moritz."

Moritz ging und Elisabeth gehorchte und begab sich ins Nebenzimmer.

Gleich nachher kam Moritz mit Ottmar wieder.

„Lieber Ottmar", sagte der Professor, „Sie finden hier eine alte Freundin, meine Schwester —"

„Aber lieber Bruder", bemerkte Fräulein Süter, „ich bitte Dich herzlich, die Ausdrücke etwas sorgsamer zu wählen. Du weißt ja, daß von Freundschaft zwischen diesem Herrn und mir nie die Rede gewesen ist!"

„Hab' ich Dir nicht gesagt, Moritz, daß sie nicht anders können und bleiben müssen, wie sie einst gewesen sind?" sagte Ottmar. „Dieses alte Gespenst

geberdet sich noch ganz wie einst im Leben und gewährt keinen wohlthuenden Anblick."

„Hörst Du, Bruder? Zum Danke für meine Aufopferung soll ich mich aufs Gröblichste insultiren lassen! Ich werde mich entfernen."

Fräulein Süter machte indeß nicht die geringste Anstalt, sich zu entfernen, und der Professor sagte:

„Aber Du mußt doch die Umstände erwägen, liebe Schwester. Erinnere Dich nur, daß von Insulten jetzt die Rede hier gar nicht sein kann. Ottmar, ich habe eine sehr angenehme Ueberraschung für Sie in Bereitschaft."

„Als ob die Todten den einzigen Lebendigen mit irgendetwas überraschen könnten!" rief Ottmar. „Es gibt ja nur noch Reminiscenzen des ehemals Dagewesenen."

„Ein erfreuliches Ereigniß hat in unserer Heimat stattgefunden. Unser Fürst hat seine Tochter vermählt —"

„So langweilig sprach er nicht, als er noch lebte", bemerkte Ottmar.

„Und bei dieser Gelegenheit hat Allerhöchstderselbe geruht, eine Amnestie zu ertheilen, auf Grund deren es nun auch Ihnen gestattet ist, frei und ungehindert in die Heimat zurückzukehren."

„Da bist Du doch besser, Moritz, Du erscheinst ganz so, als wärst Du noch wirklich lebendig; dies

Gespenst kommt mir aber jetzt vor, wie ein uraltes langweiliges Zeitungsblatt."

„Mit der Amnestie hat es aber seine Richtigkeit", sagte Moritz, „und Du darfst jetzt nach Deutschland zurückkehren."

„Du solltest mich nicht an alte Geschichten so jämmerlicher Art erinnern, Moritz, denn so oft ich daran denke, muß ich mir auch gestehen, daß die Menschen ihren Untergang verdient haben. War eine solche Amnestie nicht etwas sehr Niederträchtiges? Die Macht dazu war eurem Fürsten gegeben, damit er das Unrecht ausgleichen möchte, was durch Personen oder durch Umstände, sei es nothgedrungen, sei es aus Kurzsichtigkeit oder Uebereilung geschehen war. Er sollte damit die Folgen mangelhafter Gesetze corrigiren. Anstatt dies zu thun, misbrauchte er sein Vorrecht und benahm sich wie ein altasiatischer Pascha: denn er ließ das Unrecht uncorrigirt, bis es ihm gelungen war, für seine gealterte Tochter noch einen Mann zu finden. Da kam er mit seiner sogenannten Amnestie, um sein Fest dadurch glänzender zu machen."

„Solche Lästerung ist mir doch noch nicht vorgekommen!" bemerkte Fräulein Süter.

„Gesetzt, es wären wirkliche Verbrecher vorhanden gewesen", fuhr Ottmar fort, „so kam es darauf an, ob sie schon genug oder noch nicht genug gebüßt hatten. War ihnen genug geschehen, so mußte ihnen die Amnestie

sofort werden, und es war niederträchtig, dieselbe jahrelang hinauszuschieben, bis jenes alte Mädchen einen Mann fand. War ihnen aber noch nicht genug geschehn, verdienten sie ferner zu büßen, so versündigte man sich durch die unzeitige Amnestie an der Gesammtheit; das Wohl und Weh dieser letztern wurde dem armseligen Interesse einer endlich glücklich gewordenen alten Jungfer nachgesetzt."

„In Gesellschaft eines solchen Menschen kehre ich nicht nach Deutschland zurück", sagte Fräulein Süter. „Und Du kannst das Alles so ruhig anhören, Bruder?"

„Ei, das muß ich ja, liebe Schwester! meine Aufgabe ist es ja jetzt, aufmerksam zu beobachten, und ich zwinge Dich wirklich nicht, dabei zu sein."

Fräulein Süter war für ihr Leben gern dabei, wo es etwas Neues oder Ungewöhnliches zu sehen und zu beobachten gab, und sie hütete sich daher wohl, sich zu entfernen.

„Ich muß mein gegebenes Versprechen halten", sagte sie; „aber ich bringe meiner lieben Freundin wirklich ein schweres Opfer. Es kostet mir um so mehr Selbstüberwindung, als ich recht gut weiß, daß mich dieser — dieser Herr nie leiden konnte; ich weiß, daß er mich aufs Bitterste haßt!"

„Dies Gespenst spricht von mir, Moritz", sagte Ottmar, „und es benimmt sich noch ganz so, wie ich es einst an Schlechten und Uebelthuenden, wenn sie sehr

bornirt waren, häufig beobachtet habe. Solche Leute verhielten sich ganz eigenthümlich ihrem Gewissen gegenüber. So oft ihnen dieses etwas vorwarf, stellten sie sich taub, erhoben aber ihrerseits sofort den nämlichen Vorwurf gegen Andre. Diesem Gespenste z. B. hat, als es noch lebte, sein Gewissen gesagt, daß es meinen Haß verdiente. Flugs hat es mir den Vorwurf gemacht, daß ich es hasse, obwohl ich weit entfernt davon war, denn die Person war mir gleichgiltig. Aber so machten es die Menschen! Der Neidische, der Ränkesüchtige, der Heimtückische, der Klatschhafte u. s. w. hielt gern alle Personen, mit denen er in Berührung kam, für neidisch, ränkesüchtig, heimtückisch, klatschhaft u. s. w. Vielleicht weniger mit klarem Bewußtsein als instinktmäßig stellte er sich, als sähe er die Zerrbilder, die er erblickte, nicht in dem Spiegel, den ihm sein eigenes Gewissen vorhielt, sondern in seiner Umgebung."

„Liebe Schwester", sagte der Professor, „die Umstände machen es erklärlich, aber auch unvermeidlich, daß im Gespräche mit meinem Freunde manches harte Wort laut wird, welches Dich verletzen könnte —"

„Siehst Du das endlich ein, lieber Bruder?"

„Wie kannst Du zweifeln!"

„Nun, laß nur gut sein; ich dulde willig aus Liebe zu meiner frommen Freundin."

„Liebes Professorengespenst", bemerkte Ottmar,

„haben Sie denn auch die garstige Koketterie mit der Frömmigkeit beibehalten?“

„Da haben wir wieder eine Lästerung!“ rief Fräulein Süter. „Auch die Frömmigkeit muß mit Koth beworfen werden!“

„Ach, lieber Professor“, sagte Ottmar, „wahre Frömmigkeit war allezeit ganz naiv und wußte von sich selber nichts. Kam sie zum Bewußtsein, so war sie schon entweiht. Aber mit Bewußtsein gezeigte Frömmigkeit war nur eine schamlose Prostitution.“

„Solche Aeußerungen mit anhören zu müssen!“ seufzte Fräulein Süter. „Aber ich will um des Herrn willen in Demuth und Bescheidenheit dulden!“

„Bescheidenheit!“ rief Ottmar, und halblaut sagte er zu Moritz: „Sieh, es ist das Gespenst einer alten Dame und darum mag ich ihm nichts Hartes sagen; aber es ist doch wahr: von ihrer Bescheidenheit hab' ich stets nur die Dreisten, Frechen und Unverschämten reden hören.“

„Ich muthe Dir ja nicht zu, Alles zu dulden, liebe Schwester“, sagte der Professor. „Du sollst unser Gespräch nicht weiter anhören. Ich werde jetzt einen Spaziergang mit Ottmar machen und da weiter mit ihm sprechen.“

„Darf ich Sie begleiten?“ fragte Moritz.

„Nein, mein Kind, ich bitte Sie, bei den Damen zu bleiben. Ottmar ist lange Zeit fast ausschließlich

auf Ihren Umgang beschränkt gewesen und es wird ihm zuträglich sein, wenn er in dieser Beziehung nun eine Abwechselung erhält. Sie behalten ja täglich vollauf Gelegenheit, mit ihm zu sprechen."

Der Professor entfernte sich mit Ottmar, und als sie das Zimmer verlassen hatten, erschien Elisabeth wieder bei Fräulein Süter und Moritz.

Die alte Dame saß eine Zeitlang schweigend mit gefalteten Händen und aufwärts gerichteten Augen, während Elisabeth und Moritz leise mit einander sprachen.

„Meine lieben Kinder", begann Fräulein Süter plötzlich, „es ist mir schon unangenehm aufgefallen, daß Sie in meiner Gegenwart leise mit einander sprechen."

„Wir glaubten Sie in stille Betrachtung versunken, Fräulein Süter", antwortete Moritz, „und da wagten wir nicht, Sie zu stören."

„Wenn Sie so glaubten, wär' es wohl passend gewesen, Sie hätten mein Beispiel befolgt und sich ebenfalls stiller Betrachtung überlassen."

„Das ist jetzt wirklich nicht gut möglich, Fräulein Süter! Ich habe Elisabeth so viel zu erzählen, daß ich kaum weiß, wo ich Anfang und Ende finden soll."

„Ich fürchte", erwiederte die alte Dame, „daß nicht Alles, was Sie zu erzählen haben, für Elisabeths Ohr geeignet ist."

„Das weiß ich nicht, aber ich werde Elisabeth gewiß nicht belästigen. Sobald ihr etwas nicht gefällt, kostet es ihr nur ein Wort und ich breche augenblicklich ab, um auf einen andern Gegenstand zu kommen.“

„So meine ich es nicht, mein Kind. Elisabeth ist allerdings bedeutend älter als Sie und vermag daher auch besser zu beurtheilen, was passend oder nicht passend ist. Ich muß aber fürchten, daß sie dennoch Dinge mit anhört, die sie nicht hören sollte. Sie werden namentlich viel von Ihrem tiefgesunkenen Reisegefährten sprechen wollen und das würde nicht schicklich sein. Ich muß daher wünschen, daß Sie Ihre Gespräche laut führen, damit ich heilsame Winke geben kann.“

„Ach, das geht doch nicht gut, Fräulein Süter, ich wage es nicht, denn ich erzähle sehr schlecht, ich weiß die Worte nicht zu wählen und drücke mich gewiß oft so plump aus, daß es Sie unangenehm berühren würde.“

„Es scheint Ihnen indeß nicht an Zungenfertigkeit zu fehlen. Aber gesetzt, Sie wüßten sich nur plump auszudrücken und wollten mich verschonen, so sollten Sie dieselbe Rücksicht auch auf diese junge Dame nehmen. Elisabeth soll auch keine plumpen Aeußerungen hören.“

„O, das ist etwas ganz Anderes, Fräulein Süter. Elisabeth weiß schon, wie ich es meine und sie ist so freundlich, meine ungeschickten Reden stillschweigend ins

Artige zu übersetzen. Warum sollte sie das auch nicht gern thun? Wir beide sind ja Geschwister!"

„Das ist nun auch eine Spielerei, die ich nicht gestatten darf, wie ich Ihnen schon angedeutet habe. Ich kann das bei der Frau Hofräthin nicht verantworten."

„Ach bitte, Fräulein Süter, überlassen Sie da doch uns die Verantwortung. Es ist doch ganz hübsch, wenn wir einander als Geschwister betrachten, und es macht mir so große Freude, Elisabeth kennen gelernt zu haben."

„Wenn Sie das mir, die ich die ältere bin, oder wenigstens uns beiden zugleich gesagt hätten, dann könnte es für ein artiges Wort gelten; aber wenn Sie es in meiner Gegenwart Elisabeth allein sagen, so geben Sie mir stillschweigend zu verstehen, daß Ihnen meine Bekanntschaft keine Freude macht."

„O nein, Fräulein Süter, so etwas werden Sie nie von mir hören!"

„Nun, das fehlte auch noch, daß ich es hören sollte! Aber Sie werden es denken."

„Ich denke blos, daß es recht schön von Ihnen ist, daß Sie Ottmar und Elisabeth zu Gefallen in der schlechten Jahreszeit eine so bedeutende Reise unternahmen."

„Ottmar und Elisabeth zu Gefallen? Das ist ein großer Irrthum, mein Sohn. Ich habe nur den dringenden Bitten einer werthen Freundin nachgegeben

und bin hier einzig und allein, um Thorheiten zu verhüten."

„Das soll eine sehr schwierige Aufgabe sein, wie ich immer gehört habe, Fräulein Süter."

„Ich sagte Ihnen schon, mein Kind, daß mir Ihre große Keckheit recht unangenehm aufgefallen ist."

„Es thut mir weh, daß Sie meine Unbeholfenheit für Keckheit halten."

„Und um so weniger darf ich dulden, daß Sie leise mit Elisabeth sprechen. Es ist meine Pflicht, Ihre Gespräche zu überwachen."

„O, Sie scherzen, Fräulein Süter! Eine Censur der Gespräche, das wäre ja noch schlimmer als die abgeschaffte Büchercensur!"

„Traurig genug, daß sie abgeschafft ist!"

„Erfreulich genug! Die Censur war etwas sehr Unsittliches, und da die Regierungen ihre Pflicht nicht von selbst thaten, wurden sie vom Volke gezwungen, diese unsittliche Einrichtung fallen zu lassen."

„Wie arg man diesen Knaben schon verführt hat! Ich hoffe die Zeit noch zu erleben, wo man die Censur und manch' andere heilsame Einrichtung wieder einführt."

„Man sollte sich nur unterstehen, Fräulein Süter! Ich wäre einer der Ersten, welche Sturm läuteten und wer weiß was noch Alles machten!"

„Man sieht, in was für einer Schule Sie gewesen

sind!“ rief Fräulein Süter seufzend. „Sie dauern mich wirklich, armer Moritz! auch Sie hat dieser Ottmar auf dem Gewissen! und einen solchen verworfenen Menschen läßt man ins Land zurückkehren!“

„Fräulein Süter, mit aller Achtung vor Ihren Jahren muß ich Ihnen doch unumwunden sagen, daß ich derartige Aeußerungen nicht dulden darf. Ottmar ist mein Freund und Elisabeths Freund und ich leide nicht, daß man ihn verleumdet und lästert.“

„Was erlaubt sich der junge Mensch für eine Sprache?“

„Sie werden sehr wohl thun, sich diese Sprache zu Herzen zu nehmen, Fräulein Süter. Schon Ihr Christenthum sollte Ihnen sagen, daß man das Unglück zu achten hat. Allen gebildeten Leuten gebietet dies ganz einfach der Anstand. Ottmar bedurfte übrigens seines Unglücks gar nicht, um Achtung zu verdienen, denn alle seine Bekannten sind darüber einig, daß er ein sehr ehrenwerther Mann ist. Wenn Sie darin durchaus anderer Ansicht sein wollen, so kann Sie daran niemand hindern, aber die Aeußerung einer solchen Ansicht darf kein Freund Ottmars gestatten.“

„Mein junger Herr, ich ersuche Sie, dies Zimmer zu verlassen!“ sagte Fräulein Süter.

„Ich werde Ihnen sogleich gehorchen. Erlauben Sie mir nur noch eine Bemerkung. Auch Elisabeth darf keine Beleidigung Ottmars hören. Sie ist seine

Braut und meine Schwester. Ich bitte Sie, dies keinen Augenblick zu vergessen, Fräulein Süter. Du aber, liebe Elisabeth, sei getrost und unbesorgt, ich gebe Dir mein Wort, daß bald Alles gut wird. Fräulein Süter, ich gehorche Ihnen und empfehle mich."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

„Der Knabe macht einen hoffnungsvollen Anfang; ich möchte wohl wissen, was aus ihm noch werden wird, wenn er sich in solcher Weise weiter entwickelt", sagte die alte Dame.

„Ich will nicht leugnen, daß er seinen Wunsch Ihnen gegenüber wohl in einer bescheidenern Form hätte ausdrücken sollen", erwiederte Elisabeth; „ebenso wenig will ich aber auch leugnen, daß sein Wunsch auch der meinige ist und ich bitte Sie dringend, Ihre Ausdrücke zu mäßigen, wenn Sie von Ottmar sprechen."

Fräulein Süter fand für gut, gar nicht zu antworten, sie ergriff ein Zeitungsblatt und begann eifrig zu lesen.

4.

## Alles aus Egoismus.

Elisabeth hatte gefürchtet, der unangenehme Auftritt zwischen Fräulein Süter und Moritz werde eine Verschlimmerung ihrer Lage zur Folge haben. Dem war indeß nicht so. Die alte Dame mochte fühlen, daß sie sich durch ihr herbes Auftreten dem Kranken gegenüber und durch ihre lieblosen Aeußerungen über denselben eine Blöße gegeben hatte. Sie fürchtete den Knaben beinahe, der ihr Benehmen gerügt hatte, denn etwas Aehnliches war ihr noch nie begegnet. Sie fühlte sich nicht hinreichend gewaffnet, das Wortgefecht mit ihm fortzusetzen und enthielt sich fortan gänzlich, den jungen Leuten Vorschriften und Verweise zu ertheilen. Zugleich aber nahm sie sich vor, mit doppelter Strenge darüber zu wachen, daß die bevorstehenden Unterredungen Ottmars und Elisabeths nur in der verabredeten Weise stattfänden und keine Folgen hätten, die den Wünschen Elisabeths entsprächen. Die Verzögerung dieser Zusammenkünfte war ihr willkommen,

obwohl sie laut darüber klagte; sie war ihr willkommen, weil die Reise dadurch verlängert wurde.

Sie begegnete Moritz kalt und gemessen, sprach so wenig als möglich mit ihm, stellte sich im Uebrigen aber, als habe sie sein schroffes Auftreten ganz vergessen. Sie schien gar nichts mehr dagegen zu haben, wenn er mit Elisabeth leise oder halblaut sprach.

Der letztern, die für ihren Freund unsichtbar bleiben mußte, gewährte es jetzt einen nicht geringen Trost, mit Moritz, so oft er nicht Ottmar Gesellschaft leistete, von diesem sprechen zu können. Der Knabe mußte ihr Alles ausführlich schildern, von seiner ersten Bekanntschaft mit dem unglücklichen Freunde bis zum Schiffbruche, und dann ebenso die Ereignisse der folgenden Reisen in all ihren Einzelheiten.

Der Professor hatte beschlossen, über London nach Hamburg zu reisen, und nicht früher als dort sollte Elisabeth von Ottmar gesehn werden. Sie wünschte daher die Reise beschleunigt, während Fräulein Süter sie verzögert wünschte. Die letztere verlangte zum wenigsten einen Aufenthalt von mehrern Tagen in London, um sich zu erholen, wie sie sagte. Ihr Bruder bewilligte jedoch nur einen Tag.

„Es ist besser, wenn wir uns mit dem Kranken in Hamburg befinden“, sagte er, „und wahrscheinlich werde ich auch nach unserer Ankunft dort nicht sofort einen Versuch wagen. Es ist möglich, daß ich Alles

bis zu Herrn Harders Eintreffen verschiebe, und in diesem Falle würden wir beinahe noch zwei Wochen warten müssen."

Fräulein Süter war, da sie einmal in London keinen längern Aufenthalt haben sollte, ganz zufrieden, wenigstens in Hamburg länger bleiben zu können; aber sie sagte:

„Das ist eine traurige Aussicht für mich, lieber Bruder! Was soll ich so lange in Hamburg machen? Auch kann mir wirklich nichts daran gelegen sein, Herrn Harder noch dort zu begegnen. Was kann Dir auch dieser Herr bei Deinem Vorhaben nützen?"

„Das weiß ich in der That selbst nicht. Er hat mir in seinem Briefe nur eine dunkle Andeutung gegeben, daß er eine Mittheilung machen zu können hoffe, die von großem Nutzen sein werde."

Am dritten Tage, nachdem Ottmar und Moritz in Southampton eingetroffen waren, hatte man sich nach London begeben, um dort, zum großen Leidwesen der frommen Dame, nur ein einziges Mal zu übernachten. Das Glück war ihr aber wider Erwarten günstig. Der Herr Professor hatte sich eine heftige Erkältung zugezogen und sah sich genöthigt, mehrere Tage das Bett und darnach noch eine Reihe von Tagen das Zimmer zu hüten. Freilich war das Wetter höchst unangenehm und an Spaziergänge war wenig zu denken. Moritz, der sich hier natürlich ausschließlich mit Ottmar

beschäftigen mußte, konnte die Damen nicht begleiten, und so sah sich Fräulein Süter, wenn sie nicht ihrem kranken Bruder Gesellschaft leisten wollte, auf den Umgang mit Elisabeth beschränkt. Gegen diese benahm sie sich daher auch freundlicher als gewöhnlich, denn sie brauchte sie, um in ihrer Begleitung einige Museen und merkwürdige Gebäude, sowie an einigen Abenden das Theater zu besuchen, was sie daheim niemals that, auf der Reise aber sich gestatten zu dürfen glaubte. Sie hatte mehr erreicht, als sie zu erwarten gewagt hatte und betete mit großer Geduld und Seelenruhe früh und abends für die baldige Herstellung ihres Bruders. Es waren indeß beinahe vierzehn Tage verflossen, bevor sich dieser hinreichend hergestellt fühlte, um die Reise fortsetzen zu können. —

Ueber London und über dem Mastenwalde der Themse lag ein dichter Nebel, als das Dampfschiff stromab glitt, welches die Reisenden nach Deutschland bringen sollte.

Das Wetter konnte kaum unfreundlicher sein, aber Moritz hielt sich beständig auf Deck auf und war bemüht, auch Ottmar immer dort zu fesseln. Es war ihm offenbar unangenehm, wenn der Professor dagegen protestirte und Ottmar aus dieser unangenehmen Atmosphäre in die Kajüte führte.

Als man sich in der Nordsee befand und der Nebel verschwunden war, erneuerte Moritz um so hartnäckiger

seine Versuche, sich mit seinem Freunde so oft und so lange als möglich auf Deck und fern von den Andern zu unterhalten, und er schien sehr zufrieden, wenn der Professor es erlaubte.

Wie es Moritz bereits während der früheren Reisen erfahren hatte, gab sich auch diesmal seitens der übrigen Reisenden, welche Gelegenheit hatten, in die Nähe der kleinen Gesellschaft zu kommen und vom Zustande Ottmars Kenntniß zu erhalten, die herzlichste Theilnahme kund. Jedermann war eifrig bereit, Aufmerksamkeiten zu erweisen und alles Mögliche zu thun, um dem unglücklichen jungen Manne und dessen Gefährten die Reise so bequem als möglich zu machen. Man suchte jeden ihrer Wünsche zu errathen. Jeden Augenblick wären zahlreiche Hände zu Hilfe und Beistand bereit gewesen, wenn man deren bedurft hätte.

Nur in dem einen Punkte, wo Rath und Hilfe am nöthigsten gewesen wären, blieben sie aus: gegen den traurigen Wahn, worin Ottmar befangen war, hatte niemand ein Mittel. Niemand kannte den geheimen Spruch, der diesen schlimmen Zauber zu lösen vermochte.

Elisabeth zeigte sich, weil es der Professor so verlangte, stets nur dicht verschleiert und mußte sich, so schwer ihr dies fiel, stets so fern als möglich von Ottmar halten, durfte auch, sobald dieser nahe genug war, sie zu hören, nicht laut sprechen, damit ihm ihre Stimme

die Anwesenheit des zwar geliebten, aber ach! für ihn doch auch nur schattenhaften Wesens nicht verrathen möchte.

„Dort drüben ist Holland“, sagte Moritz, auf einige sich nur wenig über den Horizont erhebende graue Streifen deutend, die man etliche Meilen entfernt zur Rechten erblickte. „Morgen werden wir wieder auf unserm alten Continente stehen und dann soll ein neues Leben für uns alle beginnen.“

„Armes Kind“, erwiederte Ottmar, „Du träumst noch von Leben! Ist doch nicht einmal für mich ein wirkliches Leben möglich, weil ich allein bin. Denn alle Bewegung, alles Leben beruht auf Anziehen und Abstoßen, auf Zu- und Abneigung, auf wechselnder Vereinigung und Entzweiung, Verbinden und Trennen, Suchen und Meiden. So in der geistigen wie in der materiellen Welt, die ja eigentlich Eins sind. Für den Menschen ließ sich das Gegensätzliche, worauf sein Leben beruhte, ganz einfach durch Ich und Du ausdrücken. Nun gibt es aber nur noch mein Ich und kein wirkliches Du mehr, also auch kein wirkliches Leben mehr für mich.“

„Das soll sich bald finden, Ottmar!“

„Nein, die angenehme Illusion der Gegensätze ist für mich verloren. Denn eine Illusion war es. Wie die Electrizität als eine zwiefache einander entgegensetzte erscheint und im Grunde doch nur eine ist, so erweisen

sich schließlich auch alle andern Gegensätze, auch die moralischen, als scheinbar, und man findet, daß sie stets ein Einheitliches, nur mit entgegengesetzten Polen bilden. Dann ist jedes Gute, von der andern Seite betrachtet, ein Böses; jedes Glück ein Unglück, jedes Gift ein Heilmittel, und Alles ebenso umgekehrt. Pessimisten und Optimisten waren nur menschliche Narren, sie sahen immer nur die eine Seite der Dinge; sie wußten mit dem Gegensatze derselben nichts anzufangen, sie verachteten ihn. Mein Unglück ist, daß es für mich den Schein der Gegensätze, der das Leben schön machte, nicht mehr gibt und daß ich die Natur nun nur noch einfach und klar sehe, wie sie wirklich ist. In der Natur gibt es kein Streben zum Bessern und keines zum Schlechtern, sondern nur Indifferenz. Sie folgt, frei von Liebe, frei von Haß, weder gern noch ungern, der unvermeidlichen Nothwendigkeit, dem unwandelbaren Gesetz."

„Das kann doch nur von der materiellen Natur gelten; aber Du bist ja selber einverstanden, daß die moralische Natur von jener nicht zu trennen, sondern im Grunde Eins damit ist, und in der moralischen Welt gibt es doch ein verschiedenes Streben, z. B. zum Bessern oder zum Schlechtern u.s.w."

„Es gab ein solches, Moritz, so lange es Menschen mit ihren poetischen Illusionen gab. Mit den Menschen ist die ganze Illusion einer moralischen Welt zu Grunde

gegangen, und in mir lebt eigentlich nur noch die Erinnerung als letzter Rest der moralischen Welt."

„Du bist jetzt in einer Täuschung befangen."

„Allerdings noch immer; nur in einer weit schwächern als früher. Sieh, die Menschen waren insgesammt Dichter: Sie fanden Zweck und Absicht in der Natur, d. h. sie anthropomorphosirten dieselbe und legten hinein, was nicht in ihr ist. In Wahrheit aber gibt es in der Natur nur Bedürfniß, welches Befriedigung sucht. Die Gegensätze sind hier namentlich Fülle und Leere, die sich fortwährend ausgleichen und neu erzeugen. Die Leere hungert nach Ausfüllung; diese hat anderseits stets eine neue Leere zur Folge. Während die Natur nur von Nothwendigkeit, von Bedürfniß und dessen Befriedigung weiß, hat der Mensch Rechte und Pflichten erfunden. Sein Bedürfniß nennt er sein Recht. Weil das Naturgesetz reine Nothwendigkeit ist, die alle Willkür ausschließt, aber auch kein Hinderniß kennt, so mußte es schon mächtiger sein, als die künstlichen menschlichen Gesetze, die ihm oft schnurstracks zuwiderliefen. Das Naturgesetz will ganz einfach Befriedigung des Bedürfnisses: Dabei ist Alles lautere Wahrheit und nichts von Heuchelei, nichts von Affectation, die bei allen von den Menschen erfundenen Rechten und Pflichten unvermeidlich waren. Im fortwährenden Kriege mit seines Gleichen ging dem Menschen der Blick für das rein Natürliche verloren. Einer

erblickte in dem Andern ein Hinderniß der Befriedigung seiner Bedürfnisse; man strebte nun zwar eine Ordnung in die verworrenen Verhältnisse zu bringen, aber alles menschliche Recht war eigentlich doch nur eine Art Kriegsrecht. Es hatte sich dabei eine allgemeine wechselseitige Heuchelei ausgebildet, in ihren Kundgebungen Artigkeit, Höflichkeit, Anstand oder gute Sitte genannt, die dazu diente, die wahre natürliche Triebfeder alles Handelns und Gebahrens zu verdecken, weil man sich — vom reinen Naturzustande zur Erkenntniß gekommen — dieser Triebfeder schämte; diese ist aber der Egoismus, welcher Befriedigung der Bedürfnisse des Individuums sucht. Alle sogenannte Sittenlehre war denn blos das Feigenblatt, die Maske, die Hülle für den Egoismus, welcher häßlich erscheint, sobald man ihn erkannt hat, obwohl sich nicht leugnen läßt, daß alles Thun und Lassen auf ihn zurückzuführen war."

„Das ist eine misanthropische Behauptung."

„Die Heuchelei hat es so genannt; es ist aber einfache Wahrheit. Was den Wünschen, den Neigungen des Individuums entsprach, das galt ihm für recht, für gut, für schön, für heilsam und tugendhaft. Es that Alles was es that — auch das ungern Gethane, wozu es durch die Andern angehalten wurde — schließlich immer nur aus Rücksicht auf sich selbst, obwohl die heuchlerische conventionelle Moral nicht um Mittel in Verlegenheit war, den Schein des Gegentheils zu zeigen

und die Sättigung des gierigen Ich auch wohl Aufopferung für Andere zu nennen."

„Diese Anschauung ist traurig, Ottmar."

„Warum? Egoismus ist gleichsam des Individuums Centripetalkraft auf sich selbst. Man sah immer, daß beim Mangel egoistischer Kraft, d. h. bei Schwäche, beim Mangel an moralischer Spannkraft, das Individuum erschlaffte und Zerfahrenheit folgte. Egoismus ist der besondere Schwerpunkt des Individuums; d. h. der Zustand eines vom All Losgetrennten, eine Verneinung der Einheit, in welcher Alles nur einen gemeinsamen Schwerpunkt hat. Nur die Individuen, die Theile haben Egoismus und Bedürfnisse. Das einheitliche All kennt keine. In diesem lösen sich denn auch alle Widersprüche, es gibt da keine Gegensätze mehr, deren Schein und Blendwerk nur natürliche Folge der Zersplitterung und Lostrennung ist. Der Schwerpunkt ist da ein gemeinschaftliches Product Aller."

„Der Egoismus findet also doch ein Ende."

„Er hat leider schon eines gefunden, denn was will der meinige noch sagen? er ist nichtig. Aber die Menschen konnten nicht ohne ihn sein, er war ihnen nützlich. Der gesunde Egoismus wirkt im Individuum wie Kälte aufs Wasser: die weiche Wassermasse nimmt, während sie starr wird, einen größern Raum ein. Je gesünder das Geschöpf, um so egoistischer; — je näher der Auflösung ins Allgemeine, um so mehr verliert es an

egoistischer Kraft, an der Centripetalkraft auf sich selbst.“

„Ottmar, ich habe auch meine Philosophie und die will ich Dir kurz und bündig auseinandersetzen.“

„Laß hören!“

„Nicht heute, morgen sollst Du sie hören. Es fängt an dunkel zu werden und wird auch regnen. Wir wollen jetzt in die Kajüte gehen.“

## 5.

### Moritz offenbart seine Philosophie.

Es war ein rauher winterlicher Morgen, als der stattliche Schraubendampfer sich die Elbe hinauf bewegte. Unter dem grauen Novemberhimmel und mit der schon wieder im Thauen begriffenen Schneedecke gewährten die fast ganz flachen Gegenden, die sich zu beiden Seiten des breiten Stromes zeigten, einen unerquicklichen traurigen Anblick. Die ganze Fläche des Stromes war dicht mit schwimmenden Eisschollen bedeckt, den Trümmern eines sehr frühzeitig eingetretenen Winters, den eine etwas mildere Luft auf kurze Zeit wieder aus dem Felde schlug. Durch diese Schollen brach sich der Dampfer knirschend und prasselnd seine Bahn.

Nur wenig Passagiere mochten sich in diesem Wetter auf Deck aufhalten. Unter diesen wenigen aber befanden sich Ottmar und Moritz.

Beide standen dicht an dem als Brustwehr dienenden Eisengeländer, Moritz mit dem Rücken an dasselbe gelehnt; und während er bemüht war, ein Gespräch mit

dem Gefährten zu unterhalten, der sich heute besonders wortkarg und theilnahmlos zeigte, schwang er sich, eine Hand auf Ottmar's Schulter ruhen lassend, auf die Eisenstange, woran er bisher gelehnt hatte, und blieb darauf sitzen, indeß sein Gesicht immer Ottmar zugewandt blieb, der ihm kaum dann und wann mit einer Silbe antwortete, und ihm nur mit halber Aufmerksamkeit zuzuhören schien, wie man aus Gutmüthigkeit das unverständige Geplauder eines Kindes anzuhören pflegt, obwohl man an ganz andre Dinge zu denken hat.

Einer der Beamten des Schiffes rief, als er in der Nähe der Beiden vorüberging, Moritz ein ernstwarnendes Wort zu, wegen der gefährlichen Stelle, die er sich zum Sitz gewählt hatte.

Der Gewarnte achtete nicht darauf. Er schien jetzt mit einem Gedanken ganz ausschließlich beschäftigt zu sein, der ihn alles Andre überhören und übersehen ließ, Ottmar ausgenommen, auf den sich sein Gedanke beziehen mochte. Mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit haftete sein Blick auf dem Gesichte des unglücklichen Freundes, während sein eigenes verrieth, daß er etwas Wichtiges auf dem Herzen hatte, daß er mit sich rang, zu einem Entschlusse zu kommen oder einen Schritt zu thun, über dessen Ausgang und Folgen er noch in Zweifel war.

Plötzlich schien sein Entschluß gefaßt zu sein; — aber ach! war es die plötzliche Freude, über einen glück-

lichen Einfall, die ihn vergessen ließ, wo er sich befand? — er machte eine rasche Bewegung, als wollte er aufspringen, verlor dabei das Gleichgewicht und stürzte in den eiskalten Strom zwischen die Schollen.

Mehrere Personen, namentlich auch der Mann am Steuer und einige andre im Schiffe angestellte Leute, waren Zeugen des unglücklichen Vorfalls. Man war rasch bereit zur Hilfe. Ohne Verzug, fast augenblicklich, wurde die Maschine in rückgängige Bewegung gesetzt.

Schnell aber wie der Blitz, beinahe im nämlichen Augenblicke, wo er Moritz stürzen sah, hatte sich ihm auch Ottmar nachgeworfen.

Der letztere war ein tüchtiger Schwimmer, obwohl er die Kunst seit geraumer Zeit nicht geübt hatte.

Er arbeitete eifrig in der eiskalten Fluth; es war ihm gelungen, den Knaben zu fassen. Schleunig hatten die Leute auch ein Tau hinausgeworfen und Ottmar hatte auch dies bald gefaßt. Man zog ihn dicht an's Schiff, zwanzig gewandte Hände waren beschäftigt, ihm und Moritz heraufzuhelfen, und kaum ein paar Minuten waren seit dem Unfall verflossen, als man Beide schon glücklich wieder an Bord gebracht hatte.

„Nun geschwind in trockene Kleider, Ottmar!" sagte Moritz, der auf dem Deck stand, wie wenn nichts geschehen wäre, obwohl ihm auch noch die Stirn blutete, die er sich an einer Eisscholle wundgeschlagen hatte.

„Trockne Kleider sind Dir ebenso nöthig, lieber

Moritz!“ erwiederte Ottmar. „Und Du hast Dich auch blutig geschlagen!“

„Sie begingen eine recht schwere Unvorsichtigkeit, mein junger Freund!“ bemerkte der Kapitain.

„O, es ist doch gelungen!“ rief Moritz, ganz außer sich vor Freude. „Seht ihr denn nicht, daß es gelungen ist? Ach, Ottmar, Du hast nicht blos mich, Du hast Dich selber gerettet!“

So war es in der That und allen Anwesenden wurde es bald klar.

Wie Ottmar's Zustand in letzter Zeit auch gewesen sein mochte: die Neigung hilfreich zu sein und namentlich die Liebe zu seinem jungen Freunde war doch stark genug geblieben, ihn sofort jenem nachzuziehen, als er ihn in den Strom stürzen sah, und er hatte ihn gerettet.

Diese That und das Gelingen derselben hatte ihm plötzlich die Binde von den Augen seines Geistes gerissen und seine Gedanken befreit. Wen man mit eigener Mühe und Gefahr aus den Wellen rettet, der kann doch kein Gespenst sein: — die Rettung des lebendigen Menschen hatte ihn selbst plötzlich wieder gesund gemacht.

Ueberdies war die hauptsächliche Ursache der Gemüthskrankheit, jene völlige Vereinsamung, längst beseitigt und die nachherige längere Bewegung mitten im Leben und Treiben der Menschen, namentlich der Verkehr mit Bekannten, mochte eine gute Vorbereitung gewesen sein und die plötzliche Heilung begünstigt haben.

Bereitwillig folgten die Beiden der Mahnung des Professors, den Wechsel der Kleider nicht zu verzögern, obwohl namentlich Moritz nichts von Kälte zu empfinden schien.

Während der Professor ihm die geringfügige aber stark blutende Wunde auf der Stirn verband, sagte der alte Herr, durch einige Aeußerungen des Knaben stutzig gemacht, zu Moritz:

„Ich muß beinahe glauben, lieber Moritz, daß Sie sich absichtlich in den Strom geworfen haben und daß Alles berechnet war?“

„Nun ja!“ antwortete Moritz. „Meine Freude, daß es mir gelungen, ist so groß, und ich sehe nicht ein, warum ich es leugnen sollte. Schon lange trug ich mich mit dem Gedanken, daß ich mich unter Ottmar's Augen irgendwie in eine augenscheinliche Lebensgefahr bringen müßte, woraus er mich retten könnte, denn ich hatte die feste Ueberzeugung gewonnen, daß dies seine eigene Rettung zur Folge haben würde. Es wollte sich nur immer keine rechte Gelegenheit finden. Heute fand sie sich endlich. Ich hatte auf Alles genau Acht und erwog alle Umstände. Das Schiff bewegte sich ungewöhnlich langsam — die Stelle des Stroms, wo ich mich hinabwarf, war ziemlich frei von Schollen — ich nahm überdies einen Augenblick für die Ausführung meines Vorhabens wahr, wo wir beide uns unter den Augen vieler Personen befanden; das minderte die Gefahr des Unter-

nehmens, machte aber auch die schleunige Ausführung nothwendig, denn ich mußte jeden Augenblick fürchten, von der eingenommenen Stelle weggewiesen zu werden. Daß Ottmar ein guter Schwimmer ist, wußt' ich, und auch ich selber schwimme gut, was ihm freilich nicht bekannt war."

„Ich begreife noch nicht, wie Sie auf den seltsamen Einfall gekommen sein mögen, Moritz; aber hatten Sie einmal den abenteuerlichen Plan, warum verschoben Sie die Ausführung dann zum wenigsten nicht auf eine günstigere Stunde? In Hamburg z. B. würden Sie ein minder gefährliches Gewässer gefunden haben und durften dort auch mit mehr Sicherheit auf Hilfe rechnen."

„Daran hab' ich wohl gedacht; aber ich mußte fürchten, dort auf größere Schwierigkeiten anderer Art zu stoßen. Die erste passende Gelegenheit wollte benutzt sein. Wie ein bloßes Spiel durfte übrigens die Sache doch nicht aussehn; Ottmar mußte mich in wirklicher Gefahr erblicken."

„Ach, Moritz, wenn Sie auch Alles genau erwogen hatten, wie Sie sagen, die Gefahr blieb trotz alldem nur allzugroß!"

„Aber gewagt werden mußt' es doch! — und es ist gelungen!"

Er hatte Ursache, sich seiner That zu freuen, und er fühlte und wußte dies wohl.

Mit nicht geringer Theilnahme und Bewunderung betrachteten ihn alle im Schiffe Anwesenden, denen es bald bekannt wurde, daß er nicht zufällig, aus Unvorsichtigkeit, sondern absichtlich und in edler Selbstaufopferung in die Fluth gestürzt war. Aber er bemerkte die allgemeine Bewunderung nicht, und hätte er sie bemerkt, würde sie ihm ziemlich gleichgiltig gewesen sein, denn er bildete sich nichts ein auf seine That, sie machte ihn nicht eitel oder stolz; es erfüllte ihn nur ein einziges Gefühl: die reine Freude über das Gelingen.

Elisabeth und Fräulein Süter hatten sich in der Damenkajüte befunden, als Moritz sein Wagstück ausführte; man hatte sich natürlich gehütet, sie von dem, was vorging, in Kenntniß zu setzen, und erst einige Minuten später, nachdem die Rettung bewerkstelligt und auch Ottmar's plötzliche Heilung bereits erkannt worden war, hatte eine mitreisende Dame den Beiden das soeben Geschehene mitgetheilt.

Gleich nachher erschien der Professor bei ihnen, wurde mit Fragen bestürmt und säumte nicht, Alles zu bestätigen, was sie bereits vernommen hatten.

„Wo ist Ottmar?“ fragte Elisabeth.

„Bist Du auch Deiner Sache völlig gewiß, lieber Bruder, und ist kein Rückfall zu erwarten?“ fragte gleichzeitig Fräulein Süter.

„Die Heilung ist entschieden und vollkommen und es ist in dieser Beziehung nicht das Geringste mehr zu

fürchten. Davon habe ich mich schon überzeugt", antwortete der Professor.

„Ottmar und Moritz befinden sich auch sonst ganz wohl?" fragte Elisabeth weiter.

„Der Knabe hat sich nur ein wenig an der Stirn verletzt, im Uebrigen befinden sich beide vollkommen wohl."

„Dann können wir einander auch ohne Verzug sehen?"

„Ich bin nun allerdings in großer Verlegenheit —" begann der Professor.

„Wie so in Verlegenheit?" fiel ihm seine Schwester ins Wort. „Unser Verhalten ist doch klar genug vorgezeichnet. Dein Patient ist geheilt und wir haben der Frau Hofräthin versprochen, daß nach erfolgter Heilung durchaus keine Zusammenkunft stattfinden soll."

„Liebe Schwester, auf welche Weise, durch welche Mittel werden wir sie verhindern?"

„Man muß uns gehorchen!"

„Ottmar ist durch nichts gebunden", sagte der Professor. „Er bedarf jetzt keines Führers und Rathgebers mehr, er ist vollkommen selbständig."

„Du hast Dein Wort gegeben, lieber Bruder!"

„Jedermann weiß, daß ich meinem Worte gewissenhaft treu bin; aber Du mußt erwägen, Schwester, daß sich die ganze Sachlage in einer Weise verändert hat, wie es niemand von uns erwartete oder voraussehen

konnte. Man gestattete Elisabeth's Mitwirkung unter der Bedingung, daß keine Zusammenkunft mehr stattfinden solle, sobald durch Elisabeth's Hilfe die Heilung herbeigeführt sein würde. Das letztere ist ja aber gar nicht geschehn: die in Aussicht gestellte Leistung ist uns nicht geworden, folglich sind wir gar nicht in der Lage, die versprochene Gegenleistung zu gewähren."

„Es thut mir leid, bemerken zu müssen, lieber Bruder, daß mir dies Alles ziemlich spitzfindig vorkommt. Ich aber bin hier im Namen und Auftrage der Frau Hofräthin und ich fordere Gehorsam von Ihnen, liebe Elisabeth."

„Den werde ich Ihnen in dem leisten, was ich meiner Mutter versprochen habe, nämlich nach Erledigung unserer Aufgabe mit Ihnen nach Hause zu reisen, ohne mehr als die ausbedungenen Zusammenkünfte zu suchen. Aber überhaupt jede Zusammenkunft zu meiden, hab' ich nicht versprochen — und davon kann ja auch die Rede gar nicht sein. Und erwägen Sie doch die außerordentlichen Umstände, Fräulein Süter! Wenn man irgendwo sagen darf, daß man das Walten der Vorsehung deutlich sehe, so ist es doch hier der Fall. Alles was Sie so gründlich überlegt und verabredet haben, all' Ihre Bedingungen, all' ihre Erwartungen, Ihren ganzen Plan macht die Vorsehung null und nichtig, indem sie zu ihrem Werkzeug einen Knaben wählt, einen Knaben, den Sie gering achteten, ja

verachteten! Muß Sie das nicht rühren?" fügte sie hinzu, indem sie die Hand der alten Dame ergriff.

Diese zeigte sich jetzt wirklich gerührt. Sie war es nicht eigentlich im Herzen, aber sie erwog, daß der ganze Vorgang und zwar mit allen Nebenumständen jedenfalls in der Heimat bekannt werden müsse: und in welch' gehässigem Lichte sollte sie alsdann erscheinen? während die andern Betheiligten sich bereit zeigten, sich für einander aufzuopfern und während fromme Gemüther in der erfolgten Entwickelung ein Walten der Vorsehung erkannten, sollte sie gegen dieses Walten Opposition machen und nur in einer sehr traurigen undankbaren Rolle erscheinen? Dieses Opfer konnte sie selbst ihrer Freundin, der Frau Hofräthin, nicht bringen und sie beschloß daher, ein wenig nachzugeben, gerade so viel als nöthig war, um neben den andern Betheiligten nicht in einem unvortheilhaften Lichte zu erscheinen.

„Liebe Elisabeth", sagte sie, „glauben Sie mir nur, ich bin tiefgerührt; aber ich habe auch Pflichten übernommen, die ich nicht unerfüllt lassen darf. Ich will erwägen, wie ich diese Pflichten mit der Gefälligkeit gegen Sie und Ihre Freunde in Einklang zu bringen vermag. Aber ich bitte, drängen und bestürmen Sie mich nicht! lassen Sie mir einige Stunden Zeit, um mit mir zu Rathe zu gehen —"

In diesem Augenblicke erschien Moritz.

„Ottmar ist sehr ungeduldig", sagte er, „ich bin es

natürlich nicht weniger und Du bist es doch ganz gewiß auch, Elisabeth! Was hält euch denn nur noch ab, einander endlich zu begrüßen? Ihr solltet doch Gott danken, daß das garstige Versteckensspiel endlich nicht mehr nöthig ist. Ich habe Ottmar soeben das Nämliche gesagt und fragte ihn, weshalb er sich Dir nicht schon vorgestellt habe? Er meinte, er wolle erst um Erlaubniß bitten, und ich antwortete: Wenn Du Dir die nicht selber geben kannst, will ich sie Dir holen."

„Wer hat Ihnen denn erlaubt, Herrn Ottmar schon von Elisabeth's Anwesenheit in Kenntniß zu setzen?" fragte Fräulein Süter.

Der Herr Professor schwieg. Er hatte sich seinerseits eine solche Eröffnung noch nicht erlaubt, er hatte Ottmar nur gesagt, daß ihm eine sehr angenehme Ueberraschung bevorstehe, und Moritz war wirklich der Erste gewesen, der Ottmar unterrichtet hatte.

Er wunderte sich über die Frage des alten Fräuleins und antwortete:

„Es konnte und durfte ihm doch kein Geheimniß bleiben, daß Elisabeth hier ist, und hätt' ich es ihm nicht gesagt, so hätt' er es in den nächsten Minuten durch sonst jemand und hoffentlich durch Elisabeth selbst erfahren. Das Geheimniß war ja bereits ganz überflüssig gemacht!"

„Es ist Ihnen nicht unbekannt, mein Sohn, daß wir an strenge Bedingungen gebunden sind", bemerkte Fräulein Süter.

„An Bedingungen gebunden? Wir?“ rief Moritz. „Ottmar und ich haben ja den Feind geschlagen, wir sind die Sieger und wir können daher Bedingungen vorschreiben. Ihre Truppen sind ja nicht einmal ins Feuer gekommen, Fräulein Süter!“

„Das sind unpassende Ausdrücke!“ bemerkte die Dame.

Moritz trat dicht zu ihr hin und sagte:

„O, Fräulein Süter, Sie dürfen nicht mehr böse auf mich sein! Bitte, geben Sie mir Ihre Hand — Sie wollen nicht? Dann nehm' ich mir sie. Ich bin so sehr fröhlich und möchte, daß Sie es auch wären. Bitte, bitte, stören Sie unsre Freude nicht, sondern nehmen Sie Theil daran!“

„Mein Kind“, erwiederte Fräulein Süter, „ich begreife Ihre Freude, und wenn sich dieselbe etwas stürmisch äußert, will ich Sie deshalb nicht tadeln; — aber vor allen Dingen sollte es Sie jetzt zum Gebet drängen!“

„Ach, meine Freude ist ja nur wie lauter Gebet! Und nicht wahr, Sie haben nichts mehr dagegen, wenn ich zu Ottmar gehe und ihm sage, daß er hierherkommen darf?“

Niemand erhob einen Widerspruch und er eilte auch ohne Weiteres hinweg, ohne eine Antwort abzuwarten.

„Ich bringe Dir die Erlaubniß, Ottmar“, sagte er zu diesem. „Komm, ich gehe blos mit bis an die Thür,

um euer allererstes Begegnen mit anzusehn. Dann entferne ich mich sogleich und eure Sache ist es, den Herrn Professor und seine Schwester loszuwerden."

Inzwischen bemerkte die letztere gegen ihren Bruder:

„Ich bereue nun zu spät, mich mit dieser Angelegenheit befaßt zu haben. Wie kann ich dies Alles vor der Hofräthin verantworten! Anstatt getreulich zu handeln, wie ich es ihr versprochen, soll ich Zeuge sein, wie hier die Beiden einander in die Arme fliegen!"

„Du brauchst das nicht mit anzusehn, liebe Schwester", antwortete der Herr Professor. „Daß sie einander begrüßen und ungestört ein wenig mit einander plaudern, das ist, zumal nach dem, was heute geschehen, nicht zu vermeiden und nicht zu verhindern. Die andern Passagiere scheinen dies auch natürlich und selbstverständlich zu finden, denn Du kannst ja bemerken, daß sie so artig sind, sich möglichst fern zu halten und diesen Raum uns beinahe ganz allein zu überlassen. Sie wollen uns nicht stören. Was würden sie sagen, wenn sie uns rücksichtslos und hart gegen die jungen Leute verfahren sähen? Das Klügste scheint mir, daß wir uns jetzt selber ein wenig zurückziehen."

„Es bleibt nichts anders übrig", antwortete Fräulein Süter seufzend. „Aber wohin soll dies Alles noch führen? ich weiß nicht, wie ich vor der Hofräthin bestehen soll!"

„Die ganz unvorhergesehenen Ereignisse entschuldigen

Dich hinreichend, liebe Schwester. Du erfüllst Deine Pflicht, so weit es möglich. Wir kommen jetzt nach Hamburg, wo Ottmar sich jedenfalls einige Zeit aufhalten wird, während uns nichts hindert, sofort mit Elisabeth die Reise weiter fortzusetzen. Es kann Dich alsdann nicht der geringste Vorwurf treffen."

„Die sofortige Weiterreise würde mich zu sehr angreifen, lieber Bruder."

„Wir fahren zunächst nur bis Hannover und dort können wir uns einige Tage bei unsern Verwandten aufhalten, die schon so lange einen Besuch von unserer Seite erwartet haben."

Diesen Vorschlag vernahm Fräulein Süter mit Vergnügen und ihre Stimmung ward dadurch so gut, als es unter den Umständen nur möglich war. Willig ließ sie sich von dem Bruder hinwegführen, damit Elisabeth und Ottmar das hohe Fest ihres Wiedersehens ungestört feiern könnten, und tröstete sich dabei mit dem Gedanken, daß noch am selbigen Tage die Trennung folgen sollte.

Alles was Süter über die Vorgänge in der Heimat nach Rio berichtet hatte, war durch Moritz dem damals noch unglücklichen Reisegefährten mitgetheilt worden, so namentlich auch die erfolgte öffentliche Rechtfertigung Ottmars. Das Gedächtniß des Kranken hatte alle diese Mittheilungen aufbewahrt und jetzt, nach seiner Genesung, verstand er sie auch in vollkom-

men richtiger Weise, während er sie zur Zeit, wo er sie zuerst vernommen, nur als Kunden aus einer längst untergegangenen Welt betrachtet und keinen Werth darauf gelegt hatte.

Es war Elisabeth lieb, ihn von manchem wichtigen Umstande schon unterrichtet zu finden, denn sie hatte ihm noch immer sehr viel mitzutheilen, während sie sich gleichwohl denken konnte, daß die Unterredung nicht lange ungestört bleiben würde.

Nach langem Zögern sprach sie endlich auch von ihrem Bruder. Es war ihr natürlich peinlich, seines Vergehens zu gedenken, zugleich aber drängte es sie, sein späteres Verhalten zu erwähnen, weil ihr dies, so weit sie es kannte, geeignet schien, ihm ein milderes Urtheil auf Seiten Ottmar's zu verschaffen. Sie erzählte, wie Karl ihr und seinen Eltern seine That gestanden und wie er es nur von ihrer Entscheidung abhängig gemacht hatte, ob sein Vergehen vor der Welt ein Geheimniß bleiben solle oder nicht.

„Ich glaubte in Deinem Sinne zu handeln“, sagte sie, „als ich das vorgeschlagene Verhalten billigte. Aber kannst Du dem Feinde verzeihen, der Dir so weh gethan hat?“

„Ach, liebe Elisabeth“, antwortete er, „Du würdest diese Frage nicht thun, wenn Du eine Vorstellung hättest von dem langen schweren Traume, der mich gefangen gehalten und gemartert, aber mit seinem Schwin-

den mich auch ganz frei gelassen hat. In dem beglückenden Gefühle der wiedergewonnenen Freiheit meines Innern wär' ich des Grolls und Hasses nicht mehr fähig, auch wenn ich früher ein solches Gefühl gegen irgend jemand, der Dir nahe steht, genährt hätte. Jetzt, wenn ich auch wirklich mehr zu vergeben hätte, als es in Wahrheit der Fall ist, jetzt würde ich mir aus meiner Bereitwilligkeit dazu nicht das geringste Verdienst machen, denn nichts auf der Welt wird mir leichter, als zu verzeihen was mir angethan worden, es ist mir aber auch zu Muthe, als hätt' ich es gar nicht nöthig. Da kommen unsre Reisegefährten, die auch in ziemlich versöhnlicher Stimmung zu sein scheinen; Moritz lacht wenigstens so heiter, als hätte er gegen niemand in der Wett etwas einzuwenden."

„Aber ich habe viel gegen Dich einzuwenden", sagte Elisabeth zu Moritz, der sich während Ottmar's letzten Worten mit dem Professor und Fräulein Süter genähert hatte. „Du hast mir alles Verdienst geraubt, hast mir Alles vorweggenommen und mich ganz unnütz und überflüssig gemacht!"

„Wie Du doch sprichst!" erwiederte Moritz. „Du bist ja nach wie vor die Hauptperson hier!"

„Ich fürchte, Elisabeth", bemerkte Ottmar, „Du meinst es mit diesem Scherze ein wenig ernst; dann thust Du Dir jedoch selber Unrecht. Hast Du mich nicht gerettet und aufgerichtet, während ich am tiefsten

gebeugt war, als sich fast Alle von mir wandten und mich verachteten? gabst Du mir damals nicht das freudige stolze Selbstbewußtsein zurück, wodurch mir das Leben wieder werth wurde? und freu' ich mich jetzt meiner Rettung nicht am meisten Deinetwillen?"

„Weit gerechtern Grund zur Beschwerde gegen unsern jungen Freund hätte wohl ich", sagte der Professor, „denn ich war nicht blos aus Freundschaft, ich war auch in meinem Berufe da, und nun hat er mich überflügelt und ganz überflüssig gemacht mit seinem Wagstück. Ihr Streich war tollkühn, Moritz, aber ich muß gestehen, daß Sie heller gesehen haben als ich."

Auf diese Worte des Herrn Professors hätte sich Moritz viel einbilden dürfen, denn es war vielleicht das allererste Mal, daß sich dieser alte Herr zu einem solchen Zugeständniß bequemte und es über sich gewann einzuräumen, daß ein Anderer heller gesehen als er selber. Und dieser Andre war noch dazu nur ein Knabe!

„Sie haben mir noch nicht gesagt, wie Sie auf Ihren Einfall gekommen sind, Moritz?" bemerkte der Professor.

„Zuerst kam ich durch die Mulattin darauf", antwortete der Gefragte. „Ich sah sie plötzlich aus ihrem beständigen dumpfen Gleichmuthe erwachen, als sie ihr Kind in Gefahr erblickte und sich ihm nachstürzte, um es aus den Wellen zu retten. Und mit welch' ungewohntem Eifer hielt damals auch Ottmar mich, sein

armes Gespenst, im Boote zurück! Seit jener Stunde interessirte ich mich ganz besonders für dies arme Weib und es that mir sehr leid, daß ich sie nicht wieder aufzufinden vermochte. Freilich blieb ich damals noch sehr im Zweifel über das Gelingen dessen, was Sie mein Wagstück nennen, denn zu meinem Kummer hatt' ich gesehen, daß das Geisteserwachen der Mulattin nur ganz vorübergehend war. Indeß kam mir die durch sie einmal angeregte Idee nicht mehr aus dem Sinne und schließlich wurde die arme Mulattin noch entschieden meine Lehrerin durch das, was mir ihr Mann, unser zweiter Adam, von ihrer letzten That und ihrem Ende erzählte. Ich fand da mein Verfahren klar vorgezeichnet. Ich brauchte nur nachzuahmen und Ottmar in irgend einer passenden Weise das Nämliche für jemand, der ihm lieb war, thun zu lassen, was sie für ihren wiedergefundenen Gatten gethan hatte. Ich kannte ihn, ich wußte, daß er stets bereit war, Alles für mich zu thun, und zweifelte nicht, daß er sofort meine Rettung unternehmen würde."

„Moritz, Du hattest wohl Ursache, Deinen verwegenen Plan geheim zu halten!" sagte Ottmar. „Denn man hätte natürlich die Ausführung verhindern müssen. Mir graut, wenn ich daran denke, welcher Gefahr Du Dich ausgesetzt hast!"

„Meinst Du nicht", fragte Moritz, „daß es unserm ersten Adam große Freude machen würde, wenn er er-

führe, daß sein Bruder, wenn auch absichtslos, durch sein Erscheinen und seine Erzählung den Anlaß gab, daß ich meinen Entschluß faßte? Und diese Erzählung hätten wir nie gehört, wir hätten den Erzähler überhaupt nicht kennen gelernt, wenn wir nicht schon den andern gekannt hätten, dem er so ähnlich sieht, daß wir ihn mit jenem verwechselten. Ich werde den beiden Brüdern bald Nachricht geben, wie Alles gegangen ist und Du mußt auch einige Worte dazu schreiben, Ottmar, denn der arme Adam hat mir versichert, er werde die Seligkeit, die er auf seine alten Tage in dem geliebten Vegesack erwartete, weder dort noch sonstwo finden, so lange er nicht gewiß weiß, daß Du ihm verziehen hast. Unterstützung scheinen beide nicht zu bedürfen, am wenigsten Adam der zweite; doch sollt' es mich freuen, wenn sich einmal Gelegenheit fände, etwas für den Sohn der Mulattin zu thun, der übrigens recht hübsch weiß aussah."

„Mein Kind", bemerkte Fräulein Süter, „Ihre erste Aufgabe sollte sein, in Demuth dem Herrn zu danken, der in seiner Barmherzigkeit Ihr vermessenes, ja frevelhaftes Wagniß zum Heil ausschlagen ließ!"

„Ich bin dankbar, Fräulein Süter, Sie dürfen mir das glauben! So sehr groß, wie Sie meinen, war aber das Wagniß wirklich nicht, denn ich bin sehr geübt im Wasser. Wenn ich mit meinen Mitschülern im Flusse badete, mußte gewöhnlich einer den Ertrinkenden

spielen und ein andrer den Retter; es war Aufgabe des Ertrinkenden, dem Retter sein Geschäft so sauer als möglich zu machen und dabei lernte man etwas."

„Ich möchte ein solches Spiel nicht zur Nachahmung empfehlen", sagte Fräulein Süter.

„Vorsichtig sein mußte man schon dabei. Ein paarmal ist mir's begegnet, daß ich meinen Ertrinkenden bitten mußte, sich selber weiter zu helfen, weil mir die Kraft ausging."

Hier endete dies Gespräch, denn das Schiff war inzwischen im Hafen eingelaufen und man mußte sich anschicken, es zu verlassen.

---

# Neuntes Buch.

## 1.

### Trennung.

Der Besuch, den Fräulein Süter in Gesellschaft ihres Bruders und Elisabeth's bei ihren Verwandten in Hannover zu machen gedachte, versprach ihr noch eine Reihe angenehmer Tage, bevor sie zu dem täglichen Einerlei ihres häuslichen Lebens zurückkehren sollte. Diese Aussicht, sowie der Umstand, daß der Professor darüber mit ihr einverstanden war, schon am Tage ihres Eintreffens in Hamburg Ottmar und Elisabeth Abschied von einander nehmen zu lassen und mit der letztern die Reise sogleich fortzusetzen, tröstete und beruhigte sie über den unerwarteten Gang der Dinge. Sie war sich bewußt, daß man ihr nicht vorwerfen könne, sich allzu streng und hartherzig benommen zu haben, und da doch schließlich Ottmar und Elisabeth nur an einem einzigen Tage, ja nur im Laufe einiger Stunden Gelegenheit gehabt haben sollten, mit einander zu sprechen, so glaubte sie ihrerseits alles Geschehene der Frau Hofräthin gegenüber leicht genug verantworten zu können.

Der Professor würde zwar gern noch einige Tage in Hamburg verweilt haben, weil Harder's Ankunft daselbst jetzt jeden Tag zu erwarten stand und dieser ihm in seinem letzten Briefe den Wunsch ausgesprochen hatte, falls sich Ottmar's Zustand wesentlich gebessert haben würde, mit Elisabeth nicht sofort nach der Heimat zurückzureisen, sondern sich von ihm, von Harder, noch fern von derselben finden zu lassen. Harder schien dies aus wichtigen Gründen zu wünschen; der Professor aber hatte sich einmal verpflichtet, nach der Herstellung Ottmar's Elisabeth sofort von ihm zu trennen und dies Versprechen wollte er treulich erfüllen. Er war sehr zufrieden, mit Hilfe seines beabsichtigten Besuchs beiden Parteien genugthun zu können, denn so erfüllte er das Verlangen der Hofräthin, für eine schleunige Trennung Sorge zu tragen, und zugleich auch den Wunsch Harder's, indem er mit Elisabeth nicht sogleich nach Hause zurückkehrte. Bei Elisabeth stieß er dabei auf keine Schwierigkeit, denn sie hatte in dieser Beziehung ihrer Mutter strengen Gehorsam versprochen und widersetzte sich daher der sofortigen Abreise nicht, wie schmerzlich ihr auch die Trennung unmittelbar nach dem Wiedersehn sein mochte. Auch Ottmar begriff, daß er sich in diesem Punkte fügen müsse. Uebrigens war es beiden vergönnt, noch einige Stunden beisammen zu sein, denn die Abreise des Professors und seiner Gefährtinnen sollte erst spät am Nachmittag stattfinden.

Fräulein Süter zeigte sich nachgiebig und nachsichtig genug, den beiden Glücklichen diese wenigen Stunden auch wirklich ungestört zu lassen; indeß äußerte sie doch gegen ihren Bruder:

„Mein Gewissen macht mir Vorwürfe, daß ich es dulde! Es ist entsetzlich, die Tochter meiner besten Freundin, die ihr Kind meiner Obhut anvertraut hat, mit diesem Ottmar im vertraulichen Gespräch zu sehn, als verdiente er ihre Freundschaft und Liebe. Und er ist doch ein ganz unwürdiger Mensch! Mir blutet wirklich das Herz, lieber Bruder!"

„Wie magst Du nur Ottmar einen unwürdigen Menschen nennen, liebe Schwester", entgegnete der Professor. „Er ist ja in jeder Beziehung vollkommen gerechtfertigt und ich will Dich erinnern, daß Du selber einmal ausdrücklich gesagt hast, bei Vernünftigen und Gebildeten müsse nicht die Spur eines Vorurtheils gegen einen Mann übrig bleiben, sobald dessen Unschuld einmal nachgewiesen sei."

„Es hat sich herausgestellt, daß er kein Dieb ist, das ist Alles; ist denn aber im Uebrigen seine Unschuld nachgewiesen? Ist es denn nicht höchst unwürdig, daß er heute, nachdem ihn der Herr in so außerordentlicher Weise begnadigt hat, sich so undankbar und weltlich geberdet, während er nur in Staub und Asche beten, schlechterdings gar nichts weiter thun als nur beten sollte? Und, nicht genug, daß er sein eigenes Heil leicht-

fertig mit Füßen tritt und nach unserm Herrn und Heiland gar nichts fragt, hat er nicht auch schon die Seele dieses Knaben vergiftet?"

„O, mein Kind, Moritz ist nicht vergiftet; er ist ein etwas wilder, aber warmherziger guter Junge, aus dem gewiß noch was Tüchtiges werden wird."

„Tüchtig zu allem Schlechten ist er, darauf kannst Du Dich verlassen, lieber Bruder. Daß aber auch die Tochter meiner lieben frommen Freundin durch die Schuld dieses Ottmar ewig verloren sein soll, darüber muß ich blutige Thränen weinen!"

„Es ist ja gar nicht so schlimm, tröste Dich nur, liebe Schwester."

„Es ist ganz schlimm und ich mag mich nicht trösten lassen!" erwiederte sie.

Der Herr Professor verlor keine Worte weiter, sondern rief Moritz, um mit diesem, da das Wetter leidlich war, einige Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. So wie die Schwester dies vernahm, trocknete sie geschwind ihre fingirten blutigen Thränen und setzte ihren Hut auf, denn es verstand sich ja, daß sie mitgehen mußte, um in Gesellschaft des Bruders, dessen Seele in ernster Gefahr schwebte, und des Knaben, dessen Seele schon entschieden verloren war, allerlei weltliche Dinge zu betrachten. —

Nur allzubald kam die Trennungsstunde.

Ottmar und Moritz begleiteten den Professor und

die beiden Damen bis zu einem Omnibus, der sie nach Harburg hinüber befördern sollte.

Fräulein Süter stand wie auf Kohlen, denn es ärgerte sie, daß der Abschied kein Ende nehmen wollte. Auch über Moritz ärgerte sie sich noch einmal, denn dieser sagte ihr eine Menge herzlicher Worte, die sie für lauter Spott hielt und die, wie sie glaubte, nur an sie gerichtet wurden, um ihre Aufmerksamkeit von Elisabeth und Ottmar abzulenken. Als man endlich im Wagen saß und zu ihrer Genugthuung der Augenblick der Trennung wirklich gekommen war, mußte Moritz auch noch das letzte Wort behalten, denn er stieg noch auf den Tritt und sprach zum Wagen hinein.

„Von Dir hab' ich noch gar nicht ordentlich Abschied genommen, liebe Elisabeth", sagte er. „Gib mir Deine Hand noch einmal. Unsre Wege gehen jetzt auseinander, aber wir werden bald wieder zusammenkommen, das ist ganz gewiß. Ich bin so froh, daß ich mit Dir und Ottmar ein Kleeblatt werde bilden dürfen."

Diese Bemerkung mißfiel der alten Dame sehr. Sie sagte zwar nichts, schüttelte aber mißbilligend ihr Haupt.

Im nächsten Augenblicke rollte der Wagen hinweg.

„Nun stehen wir zwei wieder ganz allein in der Welt!" sagte Ottmar.

„Ja, aber in ganz anderer Art als bisher", ant-

wortete Moritz; „wir wissen doch jetzt, woran wir sind und wer zu uns gehört. Das alte Fräulein will nichts vom Kleeblatt wissen, aber sie soll es nicht hindern!“

„Nein, Moritz, das soll sie nicht; aber ich fürchte, bevor es zu Stande kommt, wird noch ein harter und langwieriger Kampf nöthig sein.“

„Hoffentlich nicht! Es wird Zeit, daß ich endlich wieder anfange, etwas zu lernen, und ich werde gleichwohl keine Ruhe haben, so lange ich euch nicht in Ordnung sehe. Komm durch diese Straße, Ottmar.“

„Warum dorthin?“

„Es ist ein kleiner Umweg, aber wir kommen dort an der Stelle vorüber, wo wir einander zum allerersten Male begegnet sind.“

Beide hatten sich in der That nicht nur die Straße, sondern auch die Stelle genau gemerkt, wo einst Herr Ebert ausgeglitten und gefallen war.

„Der arme Alte!“ sagte Moritz, als sie den Ort erreicht hatten. „Wie wir nur damals so böse auf einander sein konnten!“

„Du bist es jetzt nicht mehr — und Herr Ebert auch nicht.“

„Ja, das ist nun so! Es ist mir doch leid, daß wir im Groll geschieden sind. Ich war so ergrimmt auf ihn, auch auf Dich und sogar auf Frau Eva.“

„Nun, mit Frau Eva hast Du Dich ja ausgesöhnt,

mit mir auch, und was Herrn Ebert betrifft, so begnüge Dich mit dem guten Willen, Moritz. Es ist einmal nicht anders: man findet bisweilen weder Zeit noch Gelegenheit, so gern man auch möchte, einem Andern ein Unrecht unmittelbar und persönlich abzubitten. Es ist aber schon gut, wenn wir die Ueberzeugung gewinnen, daß alle Menschen insgesammt weit mehr Grund zur Dankbarkeit als zum Groll gegen einander haben. Wirken sie doch alle, großentheils auf gar nicht oder nicht genau erkannte Weise, wechselseitig auf einander: wer will da das bunte Gewebe von Schuld und Verdienst auflösen und die Verschlingung der zahllosen Fäden im Einzelnen nachweisen! Unser Unglück beruht meist nur auf Entzweiung, auf Vereinzelung; das wahre Glück der Menschen aber beruht auf ihrem Leben in Gemeinschaft. Ich habe dies empfunden, ich habe das unendliche Leid der Vereinsamung gefühlt, und wenn ich jetzt einen Todfeind hätte, würde ich nicht darnach trachten, ihn zu vernichten, ich würde ihn zu gewinnen suchen."

„Wir gingen damals als Fremde hier an einander vorüber", sagte Moritz, während sie langsam die Straße hinabwandelten. „Wer hätte sich träumen lassen, was wir bald nachher miteinander erleben sollten und daß wir nach einem Jahre als Freunde diese Stelle wieder besuchen würden!"

„Ich denke, wir dürfen Beide mit dem Verlaufe

der Dinge bis hierher zufrieden sein, Moritz. Es wird fortan viel für uns zu thun geben. Eine Reihe von Tagen werde ich zunächst hier nöthig haben, um unsre Angelegenheiten zu ordnen. Das sind zum Theil ziemlich trockne Geschäfte. Zugleich aber wollen wir über unsern künftigen Lebensplan plaudern; ich sage blos plaudern, weil wir noch nicht in allen Stücken feste Beschlüsse fassen werden, denn bei einigen müssen wir Elisabeth's Stimme hören, dahin gehört z. B. die Wahl unsers künftigen Aufenthaltsortes und einiges Aehnliche."

„Ich bin mit Allem zufrieden", sagte Moritz, „wenn ich immer oder zum wenigsten doch sehr oft bei euch sein kann."

„Ich hoffe, daß Du Dich auf Jahre hinaus nicht von uns trennen wirst. Dies würde z. B. nicht nöthig sein, wnnn wir in einer Stadt mit einem Gymnasium wohnten, das Du besuchen könntest; indeß ist es vielleicht jetzt vortheilhafter für Dich, Du besuchst keines, sondern treibst Deine Studien unter Leitung von Privatlehrern. In diesem Falle könnten wir um so eher beisammen bleiben. Dies Alles wollen wir in diesen Tagen reiflich überlegen."

„Weißt Du, was Dein allererstes Geschäft sein sollte?"

„Nun?"

„Laß Dir Dein Testament wiedergeben und zerreiß' es."

„Das würde eine unpassende Handlung sein.

Wenn man über eine so ansehnliche Summe zu verfügen hat, die man nicht in unrechte Hände gerathen lassen will, dann ist ein Testament nothwendig."

„Das mag sein; doch sollte ein ganz anderer Name als der meinige darin stehen."

„Du meinst, Elisabeth's Name? Das bleibt sich ja ziemlich gleich; erstlich gedenk' ich noch lange nicht zu sterben, und wenn dies gleichwohl früher geschähe, als ich erwarte, dann wäre ja für Elisabeth auch gesorgt, da ihr euch gegenseitig zu Geschwistern gewählt habt."

„Das ist wahr! Dann fällt mir ein, daß ich Dich doch eigentlich Richard nennen sollte. Ich habe mich aber während unserer langen Fahrten so sehr an Ottmar gewöhnt, daß ich dabei bleiben möchte. Bist Du damit einverstanden?"

„Vollkommen."

„Nun bin ich neugierig, wie Du es anfangen wirst, daß wir Elisabeth bald wieder begegnen."

„Dafür werde ich vielleicht Rath wissen!" sagte hinter ihnen jemand.

Es war Harder, der im Begriff war, nach ihrem Gasthofe zu gehen, in dessen Nähe man sich jetzt befand.

„Diesen Augenblick bin ich eingetroffen, und zwar so schleunig, als es nur möglich war. Wie geht es Ihnen, Ottmar?"

„Ganz gut. Mein böser Traum ist vorüber — ich bin völlig erwacht."

„Ich seh' es schon hinreichend, Ottmar. In Southampton fand ich einen Brief von Süter, woraus ich ersah, daß er sich in Folge der Amnestie entschlossen hatte, mit Ihnen hierher zu gehen. Finden wir den Professor jetzt hier?"

„Vor einer Stunde ist er mit den Damen abgereist."

„Ich hatte den alten Herrn doch ausdrücklich gebeten, meine Ankunft abzuwarten!" rief Harder.

„Er sprach allerdings davon; aber er trug Bedenken, Elisabeth länger in meiner Nähe zu lassen, und so nahm er sie mit nach Hannover, wo er sich einige Tage mit den Damen aufhalten will."

„Vermuthlich bei seinen Verwandten. Das beruhigt mich. Elisabeth darf nicht eher zu ihren Eltern, als bis ich mit diesen gesprochen haben werde, und ich will dem Professor heute noch ein paar Worte deshalb schreiben. Es thut mir leid, daß ich die gute Elisabeth nicht mehr hier finde; aber ich hätte dann zugleich Fräulein Süter gefunden, damit muß ich mich trösten. Lieber Ottmar, ich bin nicht gewohnt, wie Sie ja wissen, auf grelle Weise kundzugeben, was in mir vorgeht; Sie werden sich daher nicht vorstellen können, wie freudig überrascht ich bin. Noch voller Sorgen betrat ich diese Straße und erst als ich Sie bis auf einige Schritte eingeholt hatte, verrieth mir die Stimme unsers jungen Freundes hier, wen ich vor mir hatte. Nur misdeutete ich seine Worte: ich setzte voraus, Elisabeth sei noch

hier und man halte sie nur von Ihnen entfernt. Ich habe wohl nicht nöthig, zu fragen, wem wir die glückliche Wendung der Dinge verdanken?“

„Diese Frage dürfte doch nicht ganz überflüssig sein!“ erwiederte Ottmar.

„Vom Professor habe ich, offen gestanden, gar nichts erwartet“, sagte Güter.

„Am Besten kann Moritz Ihnen Alles erklären.“

„Ach, Ottmar, Du mußt mich nicht quälen! Erzähle Herrn Harder, was Du willst, aber ich mag nicht dabei sein. Sie Beide haben vielleicht auch noch andere Dinge zu verhandeln, wobei ich nicht zuhören soll, und ich will mich daher entfernen. Es ist gerade noch Zeit, ins Theater zu gehen. Benutzen Sie die paar Stunden, um Ihre etwaigen Geheimnisse auszutauschen, und wenn ich wieder nach Hause komme, sind Sie hoffentlich fertig damit.“

„Sie haben wirklich meinen Wunsch errathen, lieber Moritz, ich möchte ein Stündchen mit Ottmar allein sprechen. Es freut mich, Ihnen gestehn zu können, daß ich nur selten Leute gefunden habe, die sich so rücksichtsvoll und discret zu benehmen wissen wie Sie.“

„Sehr dankbar für Ihre gute Meinung, Herr Harder. Sie werden mich aber nur auf zwei Stunden los.“

Mit diesen Worten entfernte sich Moritz, und die beiden Andern gingen ins Haus.

## 2.

### Die Brüder Arndt.

Als Harder mit Ottmar allein war, ließ er sich zunächst erzählen, was Moritz gethan hatte, wie er auf seinen Plan gekommen und wie dieser gelungen war.

„Er ist ein gescheidter und geschickter Junge“, bemerkte Harder darauf; „wenn er sich bei seiner Jugend durch solche Erfolge und durch die Bewunderung, die man ihm zollt, nur nicht verblenden und eitel machen läßt. Das wäre sehr zu bedauern, aber es ist leicht möglich.“

„Aehnliche Befürchtungen hab' ich schon einigemal äußern hören, wenn man finden wollte, daß ich ihn u sehr lobte“, erwiederte Ottmar; „aber für Moritz ist in solcher Hinsicht nichts zu befürchten und weder seine Erfolge noch das gespendete Lob können ihn verderben. Er zeigt sich oft dreist in Worten und keck im Handeln, ist aber dabei ganz bescheidenen Sinnes und ein reineres Herz als das seinige wird sich nicht leicht finden lassen. Er hat auch nicht die Thorheit so vieler

Knaben seines Alters, die sich reifer zu geberden suchen, als sie sind; wenn er in einen altklugen Ton geräth, so ist es nur kindlichnaive Altklugheit."

„Sie mögen Recht haben. Der wahre Muth geht immer mit ächter Bescheidenheit Hand in Hand, ebenso wie sich anderseits Dünkel nie ohne Niederträchtigkeit findet. Und wenn Moritz sich nicht aus Eitelkeit muthig benahm, so konnte es nur aus Anhänglichkeit und Liebe zu Ihnen geschehn. Muth und Liebe geben eine der schönsten Verbindungen, welche die moralische Chemie kennt. Nun, Ottmar, ich werde auch noch etwas für Sie thun können, wenn auch nicht in so schöner Weise, wie dieser glückliche Moritz, denn mein Geschäft wird ziemlich trauriger Art sein. Ich werde Ihnen zunächst zeigen können, wie das Ziel Ihrer Wünsche zu erreichen ist und Sie werden finden, daß sich das Gebäude Ihres Glückes wahrscheinlich nur über wüsten und häßlichen Trümmern aufführen lassen wird. Sie erinnern sich dessen, was ich Ihnen über Herrn Arndt in Callao sagte?"

„Sie sagten mir, er sei des Hofraths Bruder und weder dem Hofrath noch seiner Gemahlin sei es bekannt, daß dieser Bruder noch lebt."

„Ich sagte Ihnen auch, daß er Karl und Elisabeth sein nicht unansehnliches Vermögen hinterlassen will; daß aber von alledem außer seinem Compagnon in Callao und mir niemand unterrichtet ist. Ein Weiteres

theilte ich Ihnen nicht mit, weil ich nicht durfte. Ich mußte mich dazu erst von meinem Freunde Arndt ermächtigen lassen und diese Ermächtigung erwartete ich in Rio, wo ich außerdem mit Ihnen zugleich abgereist sein würde. Jetzt bin ich befugt, jeden Gebrauch, der mir gut scheint, von dem fraglichen Familiengeheimnisse zu machen. Sobald Sie es vollständig kennen, werden Sie von selbst einsehen, daß ich nur im äußersten Nothfalle Gebrauch davon machen darf. Ich bin lange mit mir zu Rathe gegangen, ob es nicht besser sei, auch Ihnen gegenüber noch Alles zu verschweigen, was Sie nicht unbedingt sofort erfahren müssen; ich kam aber zu dem Schlusse, daß es, wenn auch nicht angenehmer doch nützlicher für Sie sein werde, wenn ich Sie aufkläre. Ich gewinne dadurch zugleich einen discreten Vertrauten in Ihnen, mit dem ich mich über die weitern Schritte berathen kann. Herr Arndt hatte, wie er mir schrieb, Moritz sein Verwandtschaftsverhältniß erklärt, ihm aber strenges Schweigen darüber aufgelegt. Hat er Ihnen etwas davon gesagt?“

„Kein Wort; und das versteht sich von selbst, denn wenn Moritz Stillschweigen versprochen hat, dann schweigt er gewiß.“

„Nun ein andre Frage, die Sie vielleicht auch höchst überflüssig finden werden. Sind Sie entschlossen, sich mit Elisabeth zu verbinden und deshalb die Einwilligung ihrer Eltern zu verlangen?“

„Diese Frage ist nicht ganz überflüssig, sobald sich die zweite daran knüpft, wie ich es anfangen soll, diese Einwilligung zu gewinnen,“ antwortete Ottmar.

„Wollen Sie mich beauftragen, bei den Eltern für Sie zu werben?“

„Gern, wenn Sie den Auftrag ebenso gern übernehmen.“

„So sind wir einverstanden“, sagte Harder. „Ich werde womöglich schon morgen nach Hause reisen und Sie können hier den Erfolg meiner Schritte abwarten. Ich fürchte, man wird meinen Antrag, den ich in Ihrem Namen mache, zunächst zurückweisen. Dies wird mir leid thun, denn ich bin alsdann genöthigt, zum letzten Mittel zu greifen und das Familiengeheimniß zu Hilfe zu nehmen, in welches man mich nicht eingeweiht glaubt, während ich gleichwohl noch mehr weiß, als der Herr Hofrath und namentlich die Frau Hofräthin selbst. Es ist, wie gesagt, eine garstige Geschichte. Der Hofrath ist nicht, was er scheint: er führt seinen Titel mit Unrecht, er gehört nicht wirklich an die Stelle, die er einnimmt, er ist nicht der Gemahl der Hofräthin und ebenso wenig der Vater der beiden Kinder, die er die seinigen nennt. Er ist nur ihr Oheim. Karl's und Elisabeth's Vater ist Herr Arndt in Callao, ihm hatte man auch den Titel gegeben, den sein Bruder jetzt führt, und er ist oder war, wie es nun freilich heißen muß, der Gemahl der Hofräthin. Der vermeintliche Hofrath

aber, dieser fromme Herr, ist der einst steckbrieflich verfolgte Betrüger, den er nicht gern erwähnen hört. Es erübrigt nur, Ihnen nun zu erklären, wie das Alles gekommen ist und wie es hat geheim bleiben können. Doch lassen Sie mich meine unerquicklichen Mittheilungen durch eine etwas angenehmere unterbrechen. Die volle freudige Einwilligung des Vaters Ihrer Elisabeth haben Sie bereits. Ich bin auch in dieser Hinsicht sein Bevollmächtigter und bringe Ihnen übrigens auch einen Brief von ihm mit, den er nur für den Fall schrieb und mir anvertraute, daß ich Sie so finden würde, wie ich Sie zu meiner Freude nun wirklich gefunden habe. Es ist Ihnen nun klar, daß ich keineswegs anmaßlich handelte, wenn ich mich, ohne noch des Nähern mit Ihnen bekannt zu sein, gleichwohl ganz besonders um Ihr Herzensgeheimniß bekümmerte. Herr Ebert war, nachdem ich ihn von Ihren Wünschen in Kenntniß gesetzt hatte, in der nämlichen Lage. Ich kannte Sie, vielleicht besser als Sie sich noch selbst kannten, und Herr Ebert stimmte, nachdem auch er Sie persönlich kennen gelernt hatte, vollkommen in der Ansicht mit mir überein, daß wir Sie unserm Freunde in Callao, dem Vater Elisabeth's, mit gutem Gewissen empfehlen könnten. Er kennt Ihre Geschichte, soweit sie uns selbst bekannt geworden ist und er interessirt sich aufs Wärmste für Sie. Der Umstand, daß Ihr Unglück im Hause seines Bruders begann, ist ihm ganz besonders aufgefallen und er hat

durch seine Bemerkungen darüber auch bei mir einen Verdacht geweckt, den ich, während ich den Ereignissen und Personen weit näher stand, zu meiner eigenen Verwunderung nicht schon früher gehegt habe. Ich halte es nämlich jetzt, ebenso wie Herr Arndt, für sehr möglich, daß Sie doch etwas Näheres von jenem Diebstahl wissen, was Sie nur, vermuthlich aus Rücksicht auf Elisabeth, verschwiegen haben mögen."

„Ich habe nichts von jenen unangenehmen Vorgängen zu erzählen", sagte Ottmar; „sie sind glücklicherweise überstanden und abgethan."

„Ich muthe Ihnen nicht zu, mich darüber aufzuklären; aber meine Bemerkung zeigt Ihnen, wessen ich den Hofrath für fähig halte und welche Selbstverleugnung ich Ihnen zutraue. Herr Arndt denkt ebenso von Ihnen und Sie können sich darnach vorstellen, wie schmerzlich ihn die Nachricht von Ihrem Unglück während der Reise berührt hat."

„Wir können ihm nun den glücklichen Ausgang melden!"

„Die größte Freude würden Sie ihm bereiten, wenn Sie, verbunden mit Elisabeth, zu ihm kämen, denn er sehnt sich, seine Kinder wieder zu sehen, während ihn selbst die Umstände, wie sie nun einmal sind, verhindern, nach Europa zurückzukehren. Aber ich weiß schon, daß Sie keine Lust haben, Ihren Aufenthalt in jenem fernen Lande zu nehmen und ich würde Ihnen auch nicht dazu

rathen. Arndt's Sohn aber könnte sich füglich zu ihm begeben; Karl ist auch noch jung genug, um dort drüben eine ganz neue Laufbahn zu betreten."

„Karl würde einen solchen Schritt vielleicht gern und bereitwillig thun, sobald er wüßte, wen er in Peru finden würde, denn er scheint sich hier nicht ganz wohl zu befinden."

„Hat Ihnen Elisabeth dies gesagt?"

„Nein, es ist nur meine Vermuthung, die sich auf einige Aeußerungen Elisabeth's gründet."

„Es würde mich freuen, wenn ich dem vereinsamten Vater wenigstens den Sohn schicken könnte", sagte Harder; „die Tochter wird der arme Mann wahrscheinlich niemals wieder sehn. Ein Anderes würde es gewesen sein, wenn Sie selbst bis nach Callao gelangt wären: dann hätte er Sie vielleicht doch überredet, Elisabeth zu holen und mit ihr bei ihm zu bleiben. Doch, bevor wir uns mit den Angelegenheiten der Gegenwart und Zukunft beschäftigen, muß ich Sie erst noch über die Vergangenheit aufklären."

„Bis jetzt haben Sie mir allerdings fast nur Räthsel aufgegeben", bemerkte Ottmar.

„Die Lösung wird leider nicht erfreulich klingen. Die beiden Brüder Friedrich und Karl Arndt sind auf dem Lande, unweit Ihrer Vaterstadt, geboren und aufgewachsen und auch bis zur Vollendung ihrer Studien immer beisammen geblieben. Der eine, nämlich unser

Freund in Callao, ward dann im Staatsdienste angestellt und verheirathete sich bald nachher, während der andre, Friedrich, im benachbarten Herzogthum einen Posten fand, der nicht besonders glänzend war, aber für einen unredlichen Beamten den unseligen Vortheil hatte, daß er leicht Gelegenheit zu Veruntreuungen bot, die sich lange Zeit geheim halten ließen. Friedrich Arndt hatte sich in solcher Weise bereits sehr viel zu Schulden kommen lassen, als die stürmischen Bewegungen des Jahres 1848 eintraten, die manchem scheinbar damit sehr unzufriedenen Manne ganz willkommen waren, sobald er nur versuchen konnte, ihnen seine eigenen geheimen Sünden zur Last zu legen. Auch Friedrich Arndt scheint damals darauf gerechnet zu haben, die ihm anvertraute Kasse während eines tumultuarischen Auftritts beraubt werden zu lassen. Das Manöver schlug indeß fehl und überdies wurde gleichzeitig ein Document, mit dessen Hilfe er früher eine unbedeutende Summe in seine Hände gebracht hatte, als gefälscht erkannt. Er flüchtete bei Nacht und Nebel, wie man zu sagen pflegt. Um dieselbe Zeit war Karl Arndt, der bis dahin ein geringeres Amt in der Hauptstadt bekleidet hatte, zu der Stelle, die unser falscher Hofrath jetzt noch inne hat, befördert und zugleich war ihm der Hofrathstitel verliehen worden. Er hat diese Stelle jedoch nie wirklich angetreten. Noch bevor er seine Familie, nämlich die Hofräthin und die beiden Kinder, die damals nur sieben

und fünf Jahre zählten, nach dem neuen Wohnorte übergesiedelt hatte, sah er sich genöthigt, einen Urlaub zu nützen, um seine durch angestrengte Berufsgeschäfte angegriffene Gesundheit in einem Seebade herzustellen. Er war hier in Hamburg eingetroffen und wollte sich am folgenden Tage nach Helgoland begeben. Während er abends in seinem Zimmer im Gasthofe sitzt, tritt plötzlich sein durch einen falschen Bart einigermaßen unkenntlich gemachter Bruder bei ihm ein, dem es bekannt gewesen war, daß er den andern um diese Zeit hier finden könnte. Karl Arndt kannte den üblen Charakter seines Bruders bereits genugsam, aber von den schweren Vergehen desselben hatte er bis dahin nichts geahnt und er war wie vom Donner gerührt, als ihm Friedrich gesteht, was er begangen, in welcher Gefahr er schwebe, daß er flüchtig sei und daß er wahrscheinlich schon steckbrieflich verfolgt werde. Der Flüchtling bat um Schutz und Hilfe. Er wollte nach Amerika und der Bruder sah ein, daß er nichts Besseres zu thun vermöge, als ihm zum Weiterkommen behilflich zu sein. Länger in Hamburg zu verweilen, war gefährlich, denn jede Stunde konnte die Entdeckung erfolgen. Ebenso wenig rathsam war es, Passage in einem der im Hafen liegenden Segelschiffe zu nehmen, denn bevor sich hier Alles in Richtigkeit bringen ließ und bevor man unter Segel ging, mußte Nachricht aus der Heimat eintreffen, und die Verhaftung war dann unvermeidlich. Karl

Arndt erkundigte sich bei seinem Wirthe nach sonstigen Gelegenheiten und erfuhr, daß ein englisches Dampfschiff anwesend war, welches am nächsten Morgen in aller Frühe nach London abgehen sollte. Dieses beschloß man zu benutzen. Karl, sagte darauf der Flüchtling zu seinem Bruder, das Beste würde vielleicht jetzt für Dich sein, wenn Du mit mir nach London reistest. Ich möchte überdies noch sehr viel mit Dir sprechen, wozu wir bis zum Abgange des Schiffes nicht mehr Zeit genug haben. Was Dich aber anlangt, so gebe ich Dir zu bedenken, daß Du Dich unter den leider durch mich verschuldeten Umständen in Helgoland doch nicht wirst wohlbefinden können. Du mußt darauf rechnen, Bekannten dort zu begegnen, Du wirst um Dich her flüstern hören, man wird Dir bald mitleidige, bald unverschämte Mienen zeigen, die einen immer beleidigender als die andern, kurz, der Aufenthalt wird Dir aufs Bitterste verleidet werden und Deine Gesundheit wird sich nicht bessern. Begleite mich bis England. Während ich weiterreise, kannst Du Dich dort noch einige Wochen aufhalten und wenn Du dann zurückkehrst, ist der erste Lärm und das Gerede wegen meiner Angelegenheit bereits vorüber, zumal da man in dieser bewegten Zeit an so viele wichtigere Dinge zu denken hat. Karl Arndt konnte alle diese Bemerkungen nur richtig finden. Die Badereise war ihm jetzt schon hinreichend verleidet, es graute ihm vor dem Aufenthalte unter der Gesellschaft

in Helgoland, ebenso graute ihm vor der sofortigen Rückkehr in die Heimat und so entschloß er sich, auf den Vorschlag seines Bruders einzugehen. Seine Frau setzte er von diesem Entschlusse durch einige Zeilen in Kenntniß. Am frühen Morgen begaben sich beide an Bord des Dampfers, wo gerade noch ein Platz für sie übrig gewesen war, und das Schiff ging ab, bevor noch eine Nachforschung nach dem Flüchtling stattgefunden hatte. — Die Brüder hatten ein Kämmerchen für sich allein, welches zwei Kojen enthielt.

„Im Laufe des Tages, wo sie sich theils in der Kajüte, theils auf Deck aufhielten, sprachen sie sehr viel miteinander, und Friedrich war, obwohl er alle Verhältnisse seines Bruders schon sehr genau kannte, unabläßig bemüht, sich noch genauer nach Allem zu erkundigen. Am Abend, nachdem beide gemeinschaftlich noch eine Flasche Wein getrunken hatten, klagte Karl über ungewöhnliche Müdigkeit; Friedrich erklärte, es gehe ihm ebenfalls so, und beide verfügten sich in ihr Kämmerchen, um sich zeitig zur Ruhe zu legen. Nimm Du die obere Koje, Friedrich, sagte Karl, und überlaß mir die untere, denn ich bin nicht sicher, daß ich während der Nacht noch einen Anfall von Seekrankheit bekomme, es könnte mir dann etwas Menschliches begegnen und Du könntest sehr belästigt werden, wenn Du in dem untern Raume lägst. — Friedrich wollte jedoch davon nichts hören und bestand hartnäckig darauf, daß sich

Karl in die obere Koje legte. Der letztere fügte sich und sank sofort in einen festen Schlaf. Dieser Schlaf war kein natürlicher, denn Friedrich hatte seinem Bruder insgeheim ein starkwirkendes narkotisches Mittel unter den Wein gemischt. Dies, und was er gleich nachher vornahm, hat allerdings niemand gesehn, es ergibt sich aber ganz von selbst aus dem, was später erfolgte. Er nahm ein heimtückisches und vielleicht unerhörtes Werk vor, wobei er um so weniger eine Ueberraschung zu befürchten hatte, als sich das Kämmerchen von innen verriegeln ließ. Den bereits halb entkleideten Bruder, den jetzt nichts aus seiner Betäubung zu erwecken vermochte, entkleidete er vollständig, ebenso sich selbst, legte dann die dem andern genommenen Unterkleider sich an, zog ihm dafür die seinigen an, öffnete dann ein kleines Fenster, welches sich dicht über der obern Koje in der Schiffswand befand und schob den bewußtlosen Karl da hinaus. Dies Geschäft muß große Mühe gekostet haben, denn das ovale Fensterchen war eben nur groß genug, um einen menschlichen Körper von mäßiger Stärke hindurch zu bringen. Den falschen Bart, den er bis dahin getragen, warf er ebenfalls ins Wasser, ordnete sein Haar in der Weise, wie es Karl zu tragen pflegte und sah nun diesem ganz gleich. Auf seine außerordentliche Aehnlichkeit mit Karl hatte er seinen ganzen Plan gebaut und dies konnte er füglich, denn selbst von nähern Bekannten sind diese

Brüder in ihren jüngern Jahren oft verwechselt worden, und nur wenn man Beide neben einander sah, waren ihre Gesichter zu unterscheiden. Selbst die Stimmen Beider waren einander täuschend ähnlich.

„Den Sturz des Körpers ins Wasser hatte niemand gehört. Indeß war der Thäter auch darauf jedenfalls gefaßt gewesen, hatte das Fensterchen offen gelassen, die Thür des Kämmerchens entriegelt und sich selbst eine Zeitlang anscheinend fest schlafend in die untere Koje gelegt. Hätte man also den Fall des Körpers vernommen, wäre Lärm entstanden und hätte man sofort nachgeforscht, wer der Verunglückte sei, so würde man Friedrich, unsern jetzigen frommen Hofrath, der sich fälschlich Karl Arndt nennt, in festem Schlafe, zugleich aber das Fensterlein offen gefunden haben, und es hätte scheinen müssen, als habe sich Karl in einem Anfalle von Verzweiflung selber hinausgeworfen. Am Morgen wußte er in der That die Leute im Schiffe auf die geschickteste Weise auf diesen Gedanken zu bringen. Er suchte seinen Reisegefährten, er forschte nach ihm, und da der Vermißte trotz aller Mühe nirgends im Schiffe zu finden war, geberdete er sich wie ein Verzweifelter. Er machte den Kapitain des Schiffes zu seinem Vertrauten und gab sich für den Hofrath Arndt aus, was er sehr gut konnte, denn er trug ja des Hofraths Kleidung, besaß dessen Paß und sonstige Papiere, trug auch dessen Trauring und

Siegelring am Finger, denn er hatte nichts, gar nichts vergessen, der Tausch war vollständig bis aufs Kleinste bewerkstelligt worden und er hatte auch nicht versäumt, einen Ring, den er selber getragen, dem Bruder an den Finger zu stecken. Er eröffnete dem Kapitain, daß der Verunglückte sein Bruder gewesen, daß und weshalb derselbe geflüchtet sei und daß er selbst, der angebliche Hofrath, die Flucht des Unglücklichen unterstützt habe. Man vernahm dies Alles mit aufrichtiger Theilnahme, aber das Unglück war geschehn, man konnte nichts mehr dagegen thun. Man bezweifelte nicht, daß Gewissensbisse und Lebensüberdruß den verfolgten Verbrecher zum Selbstmorde getrieben hatten.

„Anscheinend tief betrübt und jedenfalls mit dem Bewußtsein, den Bruder beraubt und ermordet zu haben, gelangte der Pseudohofrath nach London, wo er sich jedoch nicht aufhielt. Er nützte die nächste Gelegenheit, zurückzukehren und begab sich selber nach Helgoland, wo er wirklich einige Personen fand, denen sein Bruder bekannt war und die jetzt ihn, wie er zu seiner Genugthuung fand, für denselben hielten. Sein Verbrechen und seine Flucht war inzwischen bekannt geworden. Er spielte den Tiefgebeugten, und Alle, die es interessiren mochte, erfuhren durch ihn die Neuigkeit, daß der Steckbrief hinter Friedrich Arndt ganz unnütz geworden sei, weil der Unglückliche bereits freiwillig seinem Leben ein Ziel gesetzt habe. Diese Nachricht

erschien auch sofort in den heimatlichen Zeitungen, wo man zu gleicher Zeit las, daß der allgemein geachtete, jetzt durch ein schweres Familienunglück heimgesuchte Hofrath Arndt zur Zeit in Helgoland weile.

„An die Hofräthin hatte er sogleich nach seiner Rückkehr aus London geschrieben und ihr das Geschehene, nämlich daß sich der Flüchtling während der Reise das Leben genommen, gemeldet. Er täuschte die Hofräthin damals vollkommen, denn er ahmte seines Bruders Handschrift vortrefflich nach, er wußte genau, in welchem Tone der Hofrath an seine Frau zu schreiben pflegte, und hatte zum Ueberflusse auch den letzten Brief desselben gelesen, der noch in Hamburg geschrieben worden war. Er schrieb ihr, das Bad bringe ihm keinen Nutzen, was unter den traurigen Umständen nur zu erklärlich sei, er werde daher früher, als er ursprünglich beabsichtigt, heimkehren, er hoffe sich zu Hause und in seinen Berufsgeschäften besser zu fühlen, er sehne sich namentlich, seine Kinder wiederzusehn u. s. w. Nach der Hauptstadt, schrieb er, wolle er nicht zurückkehren, alle nöthigen Abschiedsbesuche habe er dort bereits vor seiner Abreise gemacht, in Geschäften habe er dort nichts mehr zu thun und man werde begreiflich finden, daß er es zu vermeiden wünsche, indiskrete Fragen und Anspielungen zu hören oder mitleidigen Gesichtern zu begegnen. Er beauftragte sie daher, den Umzug nach dem neuen Wohnorte schon während seiner Abwesen=

heit und sofort zu bewerkstelligen. Dies geschah auch, und der Raubmörder reiste bald nachher nach Hause, um das usurpirte Amt anzutreten und in der Familie seines verrathenen Bruders den Hausherrn zu spielen.

„Bis zu seiner Ankunft war die Hofräthin, wie ich auf Grund meiner nachmals angestellten Beobachtungen fest überzeugt bin, völlig getäuscht geblieben. Sie erwartete wirklich ihren Mann. Bei seinem persönlichen Erscheinen muß sie ihren bis dahin sehr verzeihlichen Irrthum sofort erkannt haben, denn mochte die Aehnlichkeit beider Brüder noch so groß sein, eine Frau ist dennoch nicht zu täuschen, wie andere Leute. Trotzdem hat sie ihn gelten lassen und statt des Verlorenen angenommen. Näheres über diese erste Begegnung und das zu Stande gekommene Einverständniß kann ich nicht wissen und bin da blos auf Vermuthungen angewiesen. Daß er ihren Gatten in die See gestürzt, wird er ihr natürlich nicht gestanden haben. Er hat vermuthlich ein Märchen erfunden, wie Karl Arndt durch einen unglücklichen Zufall ums Leben gekommen sei. Sie glaubte also, wie sie es noch heute glaubt, daß ihr Mann todt sei; aber sie wußte nicht, daß sie es jetzt mit einem Mörder zu thun hatte. Ob sie Gründe hatte, durch die sie ihr Verhalten vor sich selbst zu rechtfertigen vermochte oder durch die sie es sich wenigstens in milderem Lichte darzustellen wußte, das ist ihr Geheimniß. Genug, sie hat sich dazu ver-

standen, auf den Plan des Verbrechers einzugehn und diesen als ihren Gatten und als den Vater ihrer Kinder gelten zu lassen. Die beiden Kleinen, Karl und Elisabeth, haben höchst wahrscheinlich nicht im Geringsten an der Aechtheit des von der Reise zurückgekehrten Vaters gezweifelt und mit dem Instinkte oder mit der Stimme der Natur war es also wenigstens in diesem Falle nichts. Hätten Sie die Brüder damals gekannt, Ottmar, so würden Sie dies auch nur zu begreiflich finden, denn die Hofräthin ist wirklich die Einzige geblieben, die den Betrug erkannt hat. Vermuthlich ist sie ihrem Pseudogemahl von Stund' an aber auch mit allem Eifer behilflich gewesen, damit er Andre um so sicherer täuschen konnte. Sie wird ihn in Alles, was er noch nicht genau wußte, eingeweiht haben, um den Hofrath in jeder Beziehung vertreten zu können. Keine der Personen, mit denen er bei Gelegenheit seines Amtsantritts in Berührung kam und von denen mehrere seinen Bruder persönlich gekannt hatten, hat jemals den geringsten Argwohn gehegt, sie nahmen ihn alle, wofür er sich ausgab. Ueberdies wurde ihm auch durch die Umstände Alles leicht gemacht. Er zeigte sich in Folge seines jüngsten Familienunglücks gebeugt und angegriffen, und wenn die Leute etwa gesagt hätten: der arme Hofrath sieht sich gar nicht mehr ähnlich! nun, so wäre ihnen ja auch zugleich die Ursache der Veränderung bekannt gewesen. Er lebte überdies län-

gere Zeit sehr eingezogen und entzog sich der Gesellschaft, so weit dies seine Stellung nur immer gestattete. Die Hofräthin hielt, wie gesagt, ihren Mann für todt, davon habe ich mich längst zu überzeugen vermocht; sie mag es aber vom Anfang an peinlich empfunden haben, daß sie mit einem Manne zusammenlebt, der nicht wirklich ihr Gemahl ist, und das ist's offenbar, weshalb sie darauf besteht, daß bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit die Trauungsceremonie in bester Form wiederholt werde.

„Der falsche Hofrath war gleich nach seiner Rückkehr auch darauf bedacht, sich fromm zu geberden, er wurde einer der eifrigsten Kirchengänger, er suchte die Frömmsten der Frommen zu überbieten und die Frau Hofräthin folgte diesem Beispiele auf das Bereitwilligste. Sie mag sich dabei vielleicht wirklich einbilden, daß die Schuld, welche sie drückt, durch dies scheinheilige Spiel geringer werden könne; unser sogenannter Hofrath aber hat die Sache ohne Zweifel gleich anfangs von der praktischen Seite aufgefaßt. Er wußte, daß diese jämmerliche Frömmelei, wie sehr sie von allen Verständigen und Redlichen auch verachtet sein mag, von der kleinen Partei, in deren Händen gerade die Macht ist, gehätschelt wird. Zudem war sie ihm noch in anderer Weise nützlich, denn als die ehemaligen Freunde des Hofraths sahen, daß er, den sie früher ganz anders gekannt, fromm geworden sei, trugen sie

kein Verlangen mehr, sich ihm zu nähern, und das war ihm lieb, denn solchen Freunden gegenüber hätte er sich doch vielleicht einmal eine Blöße geben und einen Verdacht erwecken können."

„Ich wollte, Alles, was Sie mir da erzählen, wäre nicht wahr, Herr Harder!" rief Ottmar. „Es macht mich traurig."

„Das glaub' ich wohl, es hat auch mir nie Freude gemacht. Hören müssen Sie indeß schon das Weitere. Wir wollen uns indeß durch eine kleine Abwechselung den Rest zu erleichtern suchen!"

Mit diesen Worten zog Harder die Klingel und bestellte, als der Kellner erschien, Wein.

Während er dann die Gläser füllte, sagte er:

„Ich muß nun zunächst von Karl Arndt, dem Vater, sprechen. Er ist nicht ertrunken, er lebt, wie Sie wissen, und weil er ein braver Mann ist, wollen wir ihn auch jetzt hier unter uns leben lassen. Stoßen Sie an und trinken Sie aus, dieser Wein wird uns ein Bischen aufheitern."

„Doch bitte ich Sie nun, Ihre Erzählung zu beschleunigen, damit Sie fertig werden, bevor Moritz kommt."

„Der ist viel zu artig, um uns nicht die gehörige Zeit zu gönnen", erwiederte Harder; „es ist aber gut, daß Sie an ihn erinnern: wir müssen auch ihn leben lassen!"

## 3.

### Das Loos des Verrathenen.

Harder erzählte weiter:

„Vielleicht war es die Gewaltsamkeit, womit ihn Friedrich Arndt durch die kleine Fensteröffnung drängen mußte, vielleicht auch der Sturz ins Wasser, was den Verrathenen zu einem halben Bewußtsein brachte; jedenfalls arbeitete er, wo nicht mit Bewußtsein, doch wenigstens mechanisch, sich über dem Wasser zu halten und glücklicherweise hatte er dies nicht lange nöthig. Sie kennen die kleinen Fischerfahrzeuge, die man draußen auf der Nordsee vor Anker liegen sieht. Ein solches Boot, welches beschäftigt war seine Lage zu verändern und bei dieser Gelegenheit von dem vorüberkommenden Dampfer beinahe übersegelt worden wäre, bemerkte unsern Freund und nahm ihn auf. Die beiden Fischer, die ihn gerettet hatten, wußten gar nicht, was sie von ihm denken sollten. Er war aus dem Dampfschiff gefallen oder gesprungen, das verstand sich von selbst;

aber wie mocht' er dazu gekommen sein? Das Schiff anzurufen und aufmerksam zu machen, war nicht mehr möglich, denn es war schon fern; allem Anschein nach hatte es von seinem Verluste nichts bemerkt. Arndt war längere Zeit gar nicht im Stande, Auskunft über sich selbst zu geben; viele Stunden vergingen, bevor er sich selber zu fragen vermochte, was mit ihm vorgegangen und wie er in diese Lage gekommen sein möge, und kaum, daß ihm ein etwas lichter Gedanke kam, verwirrten sich seine Vorstellungen sofort wieder und er lag jetzt wirklich in einer Art Delirium, unter dessen Einflusse, wie die Fischer glaubten, er über Bord gesprungen sein mochte. Dafür schien auch das Kostüm zu sprechen, worin man ihn gefunden hatte: er trug nämlich außer den üblichen Unterkleidern nichts weiter als ein Paar Tuchbeinkleider; die letztern, d. h. seine eigenen, hatte er nicht abgelegt, als er sein Lager gesucht, und der Bruder hatte, als er die Kleider mit ihm tauschte, für gut befunden, ihn auch wieder mit dem genannten Kleidungsstücke zu versehen. In der Tasche desselben fanden die Fischer, während sie sich mit dem bewußtlosen Manne beschäftigten, ein Geldtäschchen, welches nur einige kleine Münze und ein beschriebenes Zettelchen enthielt. Diese armen Fischer konnten wahrscheinlich überhaupt gar nicht lesen und war dies dennoch der Fall, so vermochten sie doch den Inhalt dieses Papiers nicht zu entziffern, denn die Schrift war deutsch und sie

waren Engländer. Sie waren in nicht geringer Verlegenheit, was sie mit dem Geretteten anfangen sollten. Lange beherbergen konnten sie ihn nicht wohl, sie brauchten den Raum in ihrem Schifflein zu nöthig, auch konnten sie ihm wenig Zeit widmen und noch weniger vermochten sie ihn auf die Dauer zu beköstigen. Sie waren nur mit den für sie selber nothdürftig ausreichenden Lebensmitteln versehn und diese waren überdies von einer Art, daß sie einem Kranken nicht füglich angeboten werden konnten. Die gefangenen Fische wurden zu gewissen Zeiten abgeholt, aber es war nicht wohl thunlich, mit solcher Gelegenheit den Patienten an Land zu schicken; die beiden Fischer selbst aber sollten mit ihrem Fahrzeuge noch über einen Monat in der Nordsee liegen, bevor sie einmal an Land kamen.

„Nach und nach sammelte Arndt seine Gedanken. Er besann sich, wie er sich in seiner Koje niedergelegt hatte; aber was dann mit ihm geschehen, war ein dunkles Räthsel. Er vermißte seine beiden Ringe und fand einen fremden Ring an seinem Finger; er erkannte, daß es der Ring seines Bruders war; ebenso fand er, daß er die Beinkleider anhatte, die sein Bruder am vergangenen Tage getragen; er erkannte die fremde Wäsche, womit er bekleidet war, und die Buchstaben F. K., die er darin fand, sagten ihm, daß er seines Bruders Wäsche trug. Die Wahrheit begann in ihm zu dämmern, aber er wehrte sich noch daran zu glauben. Das Entsetzliche

konnte ja nicht möglich sein, er mußte sich nur in einem bösen Traume befinden!

„Die Fischer richteten, als sie sahen, daß er sich etwas ermuntert hatte, allerlei Fragen an ihn, wer er sei u. s. w. Er verstand Alles, aber er antwortete nicht. Was sollte er diesen Leuten sagen, wie konnte er Glauben bei ihnen finden! Während er zum Bewußtsein kam, hatte er einen Augenblick gemeint, von Fremden beraubt zu sein. Allein, wie hätte das im Dampfschiffe geschehen können! Beraubt war er freilich und ein Mordversuch war gegen ihn unternommen worden — ach! ein Blick auf den Ring und auf die wenigen Kleidungsstücke, die er trug, sagten ihm nur zu deutlich, wer der Thäter gewesen und wie Alles gemeint sein müsse. Der Mörder hatte bedacht, daß der Leichnam möglicherweise gefunden werden könne und deshalb hatte er ihn mit einigen Gegenständen versehn, die bestätigen mußten, daß er der verfolgte Verbrecher Friedrich Arndt sei.

„Im Laufe des Vormittags kam ein Schiff vorüber, ein Bremer Schooner. Die Fischer riefen es an, sie hatten Lust zu einem kleinen Tauschhandel. Fische verkaufen dürfen sie nicht, denn sie fischen nicht für ihre eigene Rechnung; aber sie erlauben sich, vorüberpassirenden Schiffen etwas von ihrer Waare abzulassen, um dafür vor allen Dingen Tabak und Branntwein und auch wohl einige ihrer Leckerbissen, wie Speck, Hülsenfrüchte u. dergl. zu empfangen. Der Schooner hatte

ein Zeichen gegeben, daß man zu einem Geschäfte geneigt sei, und im Nu war einer der Fischer in sein kleines Boot gesprungen, zum Schooner gerudert und an Bord gestiegen. Hier erzählte er auch, daß man einen Mann gerettet habe, der von einem wahrscheinlich nach London gehenden Dampfer über Bord gefallen sei. Zugleich zeigte er dem Kapitain des Schooners das bei dem Geretteten gefundene Geldtäschchen und dessen Inhalt. Der Kapitain las, was auf dem Papier stand. Es waren einige ihm unverständliche Notizen, aber sie brachten ihn auf den Gedanken, der Eigenthümer müsse ein politischer Flüchtling sein, deren er in Bremen und anderwärts schon vielen begegnet war und für die es ihm nicht an Sympathien fehlte. Er entschloß sich, den Mann selber zu sprechen und begab sich in das Fahrzeug der Fischer.

„Arndt hatte jetzt seine Gedanken so ziemlich gesammelt. Er begriff seine Lage. Sollte er dem Schiffer, der ihn freundlich und treuherzig ansprach, die Wahrheit mittheilen? Er fürchtete, auch hier wenigstens nicht sogleich Glauben zu finden. Sein nächster Wunsch war, an Land zu kommen. Gleich aus der Anrede des Schiffers erkannte er, wofür dieser ihn hielt, und er ging darauf ein, er gab zu, er sei ein politischer Flüchtling und in Folge einer Unvorsichtigkeit während der letzten Nacht über Bord gefallen. Der Schooner war, wie er hörte, nach Mexico und zwar nach Matamoras

bestimmt; er sollte während der nächsten Tage dicht an der englischen Küste vorübersegeln. Karl bat daher den Kapitain, ihn an Bord zu nehmen und an irgend einem geeigneten Punkte an Land zu bringen. Das kann schwieriger sein, als Sie voraussetzen, antwortete der Kapitain, und wenn es sich thun ließe, könnte ich noch manche Ungelegenheit davon haben — aber, was red' ich! ich muß es ja versuchen, Sie können nicht hier mitten auf der See bleiben und es bliebe mir eine ewige Schande, einen politischen Flüchtling sitzen gelassen zu haben.

„So fand Arndt Aufnahme im Schooner und während der ebenso neugierige als theilnehmende Kapitain ihm allerlei Fragen vorlegte und Näheres über sein Schicksal erfahren wollte, begann der vermeintliche Flüchtling zu bereuen, daß er nicht die Wahrheit gesagt hatte. Corrigiren mochte er sich gleichwohl nicht, denn er mußte fürchten, dadurch das Uebel nur größer zu machen und gar keinen Glauben mehr zu finden. Lieber Freund, sagte der Kapitain, mir wär' es ganz gelegen, Ihre Gesellschaft während der langen Fahrt bis Matamoras zu haben. In England werden Sie Ihr Glück auch nicht machen, es gibt dort schon zu viel Deutsche. Da Sie doch einmal flüchten müssen, so kommen Sie mit nach Mexico, dort werden Sie Ihr Fortkommen aufs Schönste finden. — Sie sehen, entgegnete Arndt, daß ich ohne Kleider bin und nichts bei mir habe; mein

Gepäck ist im Dampfer nach London gegangen und ich muß folglich nach England. Kaum hatte er diese Worte geäußert, als er sich zu seinem Entsetzen besann, daß es ganz unnütze Worte waren. Gesetzt auch, der Kapitain hätte ihm die nothdürftigsten Kleider gegeben, ihm auch vielleicht etwas Geld geliehen: was konnte das frommen? Was richtete er aus, wenn er in einem bettelhaften Aufzuge nach London kam und sich dort nach dem Dampfer erkundigte, während er das Schiff vielleicht nicht mehr anwesend fand oder während zum wenigsten der Räuber mit den gestohlenen Sachen sich längst entfernt hatte?

„Haben Sie werthvolles Gepäck? fragte der Kapitain. — Ach nein, sagte Arndt, nur einige Kleider und etwas Geld. — Dann schlagen Sie es in Gottes Namen in den Wind und gehen Sie mit nach Matamoras, rief der Kapitain. Arndt antwortete nicht, er wollte warten, bis man die Felsen der englischen Küste vor Augen haben würde, um dann sein Verlangen zu wiederholen; denn er mußte ja so schnell wie möglich an Land, um seiner Familie Nachricht senden zu können. Was mußte seine Frau denken, wenn sie auf ihre Briefe nach Helgoland keine Antwort erhielt, wenn sie erfuhr, daß er gar nicht dort eingetroffen sei. Der Gedanke an seine Frau gab ihm zugleich einen Trost. Das ganze Verfahren des Bruders, soweit es der Verrathene kannte oder errieth, schien zwar deutlich zu zeigen, daß jener die Absicht

haben mußte, sich für den vermeintlich Ermordeten auszugeben; aber, dachte Arndt, er kann gleichwohl einen solchen Plan nicht haben, zum wenigsten kann er nicht beabsichtigen, unter meinem Namen nach der Heimat zurückzukehren, denn ist er auch freilich im Besitze der Mittel, alle Menschen zu täuschen, einer einzigen Person gegenüber ist es ihm doch nicht möglich, für mich zu gelten: sobald er sich in die Nähe meiner Frau wagen würde, wäre er sofort entlarvt. Sein Plan ist also ein anderer. Er gedenkt vermuthlich nur meine Maske zu benutzen, um bedeutende Betrügereien auszuüben, Geldsummen zu erheben und dann das Weite zu suchen. Um so mehr ist schleunige Rückkehr nöthig. Dann dachte er wieder: nach dem bereits Verübten ist dieser Mensch zu Allem fähig. Wie wenn es ihm gelänge, meine Frau in Briefen zu täuschen, da er ja Handschriften täuschend nachzuahmen versteht? wenn er ihr brieflich allerlei zur Last legte, eine Scheidungsklage gegen sie einreichte und sich ihrer solchergestalt zu entledigen wüßte, ohne in ihre unmittelbare Nähe zu kommen?

„Mit solchen und ähnlichen abenteuerlichen Vorstellungen zermarterte er sein Hirn. Dazu kam die Sehnsucht nach der Heimat, besonders die Sehnsucht nach seinen Kindern. Er war der völligen Verzweiflung nahe und in manchen Augenblicken erfaßte ihn eine unbeschreibliche Angst. Er vermochte bald nicht mehr zu denken, zu überlegen; er sprach unzusammenhängende

wilde Worte durcheinander und zu andern Zeiten saß er wieder stumm und antwortete auf keine Frage.

„Der Kapitain hatte Mitleid mit ihm. Gott weiß, was der arme Teufel für ein Unglück gehabt hat! dachte er; er ist offenbar im Delirium. — Man segelte dicht unter den englischen Felsenufern hin, Deal und Dover vorüber und weiterhin im Kanal. Arndt wußte nicht mehr wo er war, er drückte keinen Wunsch, kein Verlangen mehr aus. Vor all den genannten Punkten kreuzten die Fluth Lootsenboote, Fischerboote, kleine Fahrzeuge aller Art: es wäre leicht gewesen, eines herbeizurufen und den Passagier ans Land bringen zu lassen. Aber, dachte der Kapitain, was wäre dem Armen damit gedient, jetzt, wo er seiner Sinne nicht mächtig ist? Sie würden ihn in ein Irrenhaus stecken und gänzlich zu Grunde gehen lassen. Ist er mir auch jetzt eine Bürde, ich will ihn doch lieber mit dort hinüber nehmen, das werd' ich vor meinem Gewissen und vor den Menschen immer noch leichter verantworten können, als wenn ich ihn hier seinem Schicksal überließe.

„Arndt lag mehrere Tage im Fieber und als er sich endlich zu erholen begann und wieder zu klarem Bewußtsein kam, war es zu spät, an Umkehr zu denken, denn das Schiff ließ bereits den Kanal hinter sich und es wälzte sich ihm der ganz andere und mächtigere Seegang entgegen, womit hier den westwärts Reisenden der Ocean begrüßt.

„Die Fahrt währte lange, das Schiff war kein Schnellsegler und es verflossen ziemlich drei Monate, bevor man das Ziel erreichte. Wie schrecklich dehnten sich Tage und Wochen für den von heißer Ungeduld Verzehrten! Was konnte in dieser langen Zeit in der Heimat Alles geschehen sein! Was war aus der Familie geworden? Was dachte man von ihm, dem spurlos Verschwundenen? War es dem Verräther doch vielleicht gelungen, die Rolle des Verrathenen zu spielen? und welches war alsdann das Loos der Frau und der Kinder?

„Er war wie gänzlich gebrochen, als das Schiff endlich vor Anker lag; alle Energie war von ihm gewichen; man forderte ihn auf, an Land zu gehen und er blieb ruhig sitzen, als hätte er die Aufforderung nicht verstanden. Man hätte ihn gewaltsam hinwegbringen müssen, wäre nicht zufällig ein Mann an Bord erschienen, der es glücklicherweise verstand, ihm wieder Leben einzuhauchen. Dieser Mann war Ebert, der sich eine Reihe von Jahren in Matamoras aufgehalten hatte und jetzt im Begriff war, seine Geschäfte abzuwickeln, um hierher nach Hamburg zu gehen und sich zur Ruhe zu setzen.

„Ebert kannte die Brüder Arndt und mit dem jüngern, den er jetzt in so traurigem Zustande fand, hatte er früher viel freundschaftlichen Umgang gehabt, obwohl Arndt damals noch ziemlich jung, Ebert hingegen

ein Mann in schon sehr reifen Jahren gewesen war. Durch Arndt's Verheirathung waren sie überdies Verwandte geworden. Arndt erkannte den alten Freund auf den ersten Blick. Er hatte gewußt, daß derselbe seit geraumer Zeit in Mexico lebte, hatte sich aber, ganz eingenommen von dem Gedanken an sein schweres Mißgeschick, bis diesen Augenblick kein einziges Mal daran erinnert. Ebert erkannte den Passagier nur, weil er von ihm angeredet wurde und weil ihm der Kapitain schon den Namen seines unglücklichen Reisegefährten genannt hatte. Der letztere begab sich mit Ebert nach dessen Behausung und hier erfolgte die Aufklärung, soweit sie damals möglich war. Arndt erzählte Alles, was er wußte, und sprach dann den Wunsch aus, so schleunig als möglich nach Europa zurückzukehren. — Natürlich! antwortete Ebert; nur leider will schleunig in diesem Falle nicht viel heißen; schon bis jetzt ist daheim Unheil genug angestiftet und Du wirst dort wenig Freude erleben: Dein einziges Geschäft wird sein, den Mörder zu entlarven und Rache zu nehmen. — Ebert besaß Zeitungen und Briefe aus der Heimat, die inzwischen mit ungleich schnellerer Gelegenheit als Arndt nach Mexico gelangt waren. Der letztere las in diesen Blättern die Notiz, daß der geflüchtete Fälscher Friedrich Arndt während der Ueberfahrt nach England seinem Leben freiwillig ein Ende gemacht habe. Unter den Personalnachrichten war erwähnt, daß der Hofrath

Arndt sein neues Amt angetreten habe, und in einem Briefe, den Ebert von einem Freunde in der Heimat erhalten hatte, wurde mitgetheilt, daß der Hofrath zur Verwunderung seiner Bekannten sich plötzlich den Frömmlern angeschlossen habe und daß ebenso die Frau Hofräthin eine eifrige Betschwester geworden sei. So war also dem Betrüger sein Werk vollständig gelungen, er hatte sogar die Hofräthin getäuscht oder vielmehr, denn Täuschung war da nicht möglich, überredet und gewonnen.

„Die beiden Freunde erwogen und überlegten lange, wie nun am besten zu verfahren sei. Die Sache schien einfach genug. Arndt brauchte nur daheim zu erscheinen, so ward ihm alsbald sein Recht und den Verbrecher traf die verdiente Strafe. Es gab nun aber auch eine Verbrecherin. Sie hielt ihren Mann allerdings für todt und war vermuthlich zu dem Glauben gebracht worden, er sei durch einen Zufall ums Leben gekommen. Wie mild man indeß auch ihre Schuld beurtheilen mochte: für ihren Mann mußte sie fortan doch, nachdem sie schwach genug gewesen, sich mit dem Betrüger zu vereinigen, eine Todte sein. Sie verdiente keine Schonung. Eine andere Rücksicht aber hielt Arndt zurück, die Rache zu nehmen, zu welcher ihn Ebert anfangs aufzumuntern suchte: der Gedanke an seine Kinder. Sein eigenes Lebensglück war vernichtet, an seinem Amte war ihm unter den Umständen nichts mehr gelegen. Er dachte nur

noch an das Glück seiner Kinder, die er über Alles liebte. Wenn er heimkehrte, wenn er das Werk der Rache vollbrachte und somit die unerhört skandalöse Familiengeschichte bekannt wurde, welch traurigen Schatten mußte dies auf das Leben seiner harmlosen und nichts Böses ahnenden Kinder werfen, die jetzt in dem süßen Wahne befangen waren, Alles sei gut und ihr Vater sei bei ihnen. Ihre Jugend mußte vergiftet werden und die Sonne all ihrer künftigen Tage war trüb umschleiert. Von häuslichem Glück war dann für sie keine Rede mehr. Sie fanden zwar den rechten Vater wieder und der entlarvte verbrecherische Oheim brauchte sie wenig zu kümmern, — aber die Mutter! Wie sollten sie diese achten, die sich selber nicht mehr achten konnte; wie vermochten sie sie zu lieben, wenn ihnen klar ward, wie schwer sie sich vergangen hatte!

„Als Ebert fand, daß Arndt bereit war, nur aus Rücksicht auf seine Kinder das abscheuliche Verbrechen seines Bruders ungeahndet zu lassen, schlug er ihm vor, den Bruder und die leichtfertige Gattin nur insgeheim in Kenntniß zu setzen, daß er noch lebe und ihnen unter der Bedingung, daß sie ihm die Kinder sofort überließen, Stillschweigen zu versprechen. So gern Arndt diesen Rath befolgt hätte, konnte er sich doch auch dazu nicht entschließen. Die Mutter, sagte er, würde durch diesen Schritt erst zum vollen Bewußtsein ihrer Schuld, sie würde dadurch vielleicht zur Verzweiflung gebracht wer-

den, es könnten wilde, schreckliche Auftritte erfolgen und das Glück der armen Kinder wäre ebenfalls gefährdet. Und gesetzt, ich hätte sie dann auch in meiner Obhut: sie brächten das Andenken des Aergernisses, dessen Zeugen sie gewesen, doch mit zu mir, sie würden mich fragen, was aus der Mutter geworden, und was sollt' ich den heranwachsenden und bereits zu vollem Bewußtsein reifenden Kindern antworten? Besser, ich bringe das schwere Opfer, verzichte darauf, sie bei mir zu haben und selbst zu erziehen und lasse sie ferner in dem glücklichen Wahne, sich unter der Obhut treuer Eltern zu befinden. Vielleicht erlebe ich die Zeit noch, wo sie erwachsen sind und wo ich es wagen darf, mich ihnen zu erkennen zu geben und ihnen das schlimme Familiengeheimniß zu entdecken. Doch möcht' ich das nicht thun, so lange ihre Mutter noch am Leben ist. Sein Freund mochte ihn der übertriebenen Bedenklichkeit und der Schwachheit beschuldigen, so viel er wollte, Arndt blieb bei dem, was er seine bessere Ueberzeugung nannte und verpflichtete Ebert zu strengster Wahrung des Geheimnisses. Ebert gab dieses Versprechen nur mit Widerstreben. Auch Arndt's nachmaliger Compagnon und ich, die beiden einzigen außer Ebert, die bald nachher eingeweiht wurden, erklärten uns entschieden gegen sein Verhalten; aber er gab nicht nach und wir fügten uns seinem Wunsche. Erst jetzt hab' ich ihm, und zwar aus Rücksicht auf Sie, die Ermächtigung entrissen, nach mei-

nem Ermessen Gebrauch von dem Geheimniß zu machen. Sein dringender Wunsch ist indeß nach wie vor, daß vor der Welt Alles geheim bleibe und daß auch die Kinder womöglich nicht in Kenntniß gesetzt werden. Ich bin indeß so ziemlich entschlossen, wo nicht Elisabeth, doch wenigstens Karl zu unterrichten."

„Eine so übel angebrachte und übertriebene Schonung grenzt selbst ans Verbrecherische!" rief Ottmar.

„Mein lieber Freund", erwiederte Harder, „wie gern hätt' ich diesen sogenannten Hofrath und seine sogenannte Gemahlin, die Jahre daher, während ich mit ihnen umgegangen bin, nach Gebühr behandelt, wenn mich mein Versprechen nicht gebunden hätte. Ich mußte mich darauf beschränken, sie bisweilen ein wenig zu ängstigen, indem ich Bemerkungen fallen ließ, die sie fürchten lassen konnten, daß ich die Maske des Betrügers erkannt hätte; meine Anspielungen waren indeß so vag, daß sich die Sünder stets bald wieder in Sicherheit wiegten; indeß beherrschte ich durch mein Benehmen doch den Hofrath und daran war mir der Kinder willen gelegen, die ihr Vater meiner Aufmerksamkeit empfohlen hatte. Sie kennen den andern Umstand, der mir ohne meine Schuld bei der Hofräthin eine gewisse Geltung verschafft hat. Das thörichte Weib ahnt nicht, daß ich sie jeden Augenblick vernichten kann. Um aber auf Ihre Bemerkung zurückzukommen, Ottmar, daß man solche Verbrecher nicht schonen dürfe, so will ich

Ihnen gestehn, daß ich, wie sehr ich auch oft das Verhalten meines Freundes Arndt getadelt habe, dennoch dieses Verhalten begreife. Er liebt seine Kinder und möchte sie vor allem und jedem Herzeleid bewahren. Und Sie, Ottmar, sollten diese Schonung am wenigsten übertrieben finden, denn wenn ich mich nicht sehr täusche, haben Sie in gleicher Weise geschont und zwar ebenfalls aus Liebe zu jemand.

„Ich theile Ihnen indeß nur das Thatsächliche mit und Sie mögen es beurtheilen, wie Sie wollen. Einige der Umstände, die Ihnen jetzt mitgetheilt worden, sind uns natürlich erst nach und nach in Folge eingezogener Erkundigungen klar geworden. So habe ich z. B. mit dem Kapitain des Londoner Dampfschiffes gesprochen und von diesem gehört, wie sich der angebliche Hofrath geberdet hat, als sein Bruder nirgends zu finden war. Da Ebert unsern Freund nicht zu bereden vermochte, nach Deutschland zurückzukehren, um dort sein Recht zu wahren, so versah er ihn mit den Mitteln, sich mit Leopold in Callao, den er genau kannte und der einen Theilnehmer für sein Geschäft wünschte, zu vereinigen. Solchergestalt wurde der ehemalige Regierungsbeamte und Hofrath ein Kaufmann und wenn er auch kein Krösus geworden ist, hat er sich doch ein Vermögen erworben, welches schon ansehnlich heißen kann. Er arbeitet für seine Kinder, die noch gar nichts von ihm wissen. In den nächstfolgenden Jahren, nachdem er sich

in Callao heimisch gemacht hatte, ist er ein paarmal unter anderm Namen in Deutschland gewesen. Diese Reisen waren für das Geschäft von Nutzen, indeß unternahm er sie doch hauptsächlich nur, weil ihn die Sehnsucht trieb, seine Kinder einmal zu sehn, denen er sich gleichwohl nicht zu erkennen geben mochte, für die er gestorben blieb. Bei der einen dieser Gelegenheiten hat ihn der alte Wolfram erkannt, aber freilich nur den Geflüchteten in ihm erblickt. Mit der kleinen Elisabeth hat Arndt damals sogar einige Worte geplaudert, als er ihr in der Nähe des Landhauses begegnet war, und sie hat mir später mitgetheilt, daß sie im Begriff gewesen, daheim zu erzählen, wie ein fremder Herr mit ihr gesprochen, der ihrem Vater ähnlich gesehn, als ihr die Entrüstung und Bestürzung ihrer Mutter den Mund geschlossen hatte, denn gerade in jenem Augenblicke war Karl erschienen und hatte berichtet, was ihm der alte Wolfram vom amerikanischen Oheim gesagt, von dem man gegen die Kinder niemals etwas erwähnt hatte. — Sie wissen nun Alles, was ich selbst weiß, Ottmar. Hätte ich den Kummer gehabt, Sie noch krank zu finden, so wäre vorläufig Alles beim Alten geblieben und niemand wäre in das Geheimniß eingeweiht worden. In den nächsten Tagen wird es sich nun entscheiden, ob es auch noch Andern mitgetheilt werden soll."

„Der Hofrath zum wenigsten sollte denn doch davon unterrichtet werden, daß man Alles weiß!" bemerkte

Ottmar. „Er trüge sich dann fortwährend mit dem Bewußtsein, daß er jeden Augenblick entlarvt und vernichtet werden könnte, und darin läge doch eine Strafe für ihn, wenn auch eine noch allzu gelinde.“

„Herr Arndt hat mir nur unter der Bedingung und in dem Vertrauen Vollmacht ertheilt, daß ich nur im Nothfall zum äußersten Mittel greife. Willigt sein Bruder und die Hofräthin schon ohne dies Mittel in Ihre Verbindung mit Elisabeth, dann soll ich im Uebrigen Alles beim Alten lassen. Ich sehe indeß voraus, daß letzteres nicht möglich sein wird. Der Hofrath zwar würde vielleicht nachgeben, wenn ich ihn daran erinnerte, daß Sie jetzt Vermögen besitzen; die Hofräthin aber wird sich dadurch nicht bewegen lassen, so viel ihr auch sonst am Gelde gelegen ist; sie haßt und verachtet Sie zu sehr, sie entsetzt sich bei dem Gedanken, einen Mann zum Schwiegersohn zu erhalten, der im Zuchthause gewesen ist; sie denkt zur Stunde noch an eine Verbindung ihrer Tochter mit mir; ihr Verstand ist beschränkt und ebendeshalb ist sie hochmüthig und hoffärtig; ihres eigenen vieljährigen Vergehens uneingedenk, denn dieses sowie den ebenso vieljährigen Betrug des Hofraths wähnt sie durch das abscheuliche Possenspiel der Frömmelei gut gemacht und ausgeglichen, bricht sie den Stab über alle Menschen, die nicht Frömmler sind, und macht in dieser Beziehung nur mit mir eine Ausnahme. Ihr Streben geht vor

Allem dahin, vor der Welt rein zu erscheinen; bezüglich ihrer häuslichen Verhältnisse und Familienverbindungen soll, nachdem die Katastrophe des geflüchteten Fälschers in Vergessenheit gerathen, Alles glatt und makellos erscheinen. Wie sie durch den Schein Andre zu belügen strebt, belügt sie dadurch, nach Art schwacher Naturen, zunächst und am meisten sich selber. Sie wird meinen Antrag voll Entrüstung zurückweisen und erst dann nachgeben, wenn sie durch das Bewußtsein, daß mir und Ihnen Alles bekannt ist, von ihrer dünkelhaften Höhe in den Staub geschmettert ist."

„Könnte der Hofrath, zum Aeußersten getrieben, nicht Alles leugnen wollen? Könnte er nicht beschwören, daß sein Bruder ertrunken und daß der Mann in Callao ein Betrüger sei?"

„Er kann einen solchen Versuch nicht machen", antwortete Harder. „In dem Bewußtsein, daß sein Bruder todt sei, mag er sich sicher genug fühlen. Ganz anders wird es sein, sobald ich ihn unterrichtet habe, daß dieser Bruder lebt. Ich kann ihn zugleich unterrichten, daß wir im Besitze vollkommener und unwiderleglicher Beweise für die Identität seines Bruders und nicht blos auf unser persönliches Zeugniß beschränkt sind. Jene Beweise rühren hauptsächlich aus den frühern Stellungen der beiden Brüder her und sind mehr als genügend. Der Betrüger hat nicht Alles zu sichern vermocht, so sehr er auch bemüht gewesen ist, alle Do-

cumente, Briefe u. s. w., die zur Entdeckung seines Betrugs dienen könnten, in seine Hände zu bekommen. Während er diese Vorsicht zu beobachten strebte, mochte er sie gleichwohl für beinahe überflüssig halten, weil er ja den Bruder todt glaubte."

„Sollt' es nicht rathsam sein", begann Ottmar; „doch, wir können morgen noch weiter sprechen!" unterbrach er sich, weil er Moritz eintreten sah.

„Komm' ich zu zeitig?" fragte Moritz.

„Nein", antwortete Harder, „Sie kommen tröstlich und erquicklich wie ein freundlicher Sonnenstrahl durch düstre Wolken, denn wir haben wirklich ein recht unerquickliches Gespräch geführt. Das Bessere ging voraus, nämlich Ottmar's Erzählung Ihrer That. Ich weiß Alles, will aber davon nicht sprechen, sondern Ihnen nur die Hand schütteln. Ottmar, wir beide haben unser Abendessen versäumt und Moritz wird in gleicher Lage sein. Wir wollen es gemeinschaftlich nachholen. Moritz wird uns dabei vom Theater erzählen oder noch besser von Frau Eva. Werden Sie nicht bald an die liebe Dame schreiben?"

„Das darf ich nicht wagen", antwortete Moritz. „Herr Professor Fiedler würde mich fordern, wenn ich mich erdreistete, an seine Braut zu schreiben. Ich will lieber geduldig warten, bis ich sie wieder in Deutschland sehe."

„Sie wird wohl schwerlich zurückkehren", sagte Harder.

„Sie wird ganz gewiß kommen", antwortete Moritz. „Sie hat es mir noch beim Abschiede versichert. Sie wird mit dem Herrn Professor im Triumphe in Deutschland einziehen."

„Das ist doch noch eine erfreuliche Aussicht! nun können wir mit um so besserm Appetite zu Tische gehen."

---

## 4.

### Im Hause des Hofraths.

Harder reiste am nächsten Morgen ab und zwar zunächst nach Hannover, denn er wollte den Professor Süter lieber mündlich als schriftlich instruiren. Zu Ottmar sagte er beim Abschied:

„Sie wünschen natürlich, sich jetzt mit Elisabeth zum wenigsten brieflich zu unterhalten, doch rath' ich Ihnen, Ihre Briefe unter Süter's Adresse zu senden, damit sie nicht in die Hände des alten Fräuleins gerathen und unterschlagen werden."

Harder sah voraus, daß man nicht werde umhin können, auch den Professor in das Familiengeheimniß einzuweihen, doch wollte er dies nicht sogleich thun. Er hatte keine Lust, die traurige Geschichte sogleich noch einmal ausführlich zu erzählen, er konnte sich vorläufig mit einigen Andeutungen begnügen und das Weitere Ottmar überlassen.

In Hannover schärfte er dem Professor ein, Elisabeth unter keiner Bedingung eher in das elterliche

Haus zurückkehren zu lassen, als bis er ihm Nachricht geben werde, daß es geschehen könne. Seine Absicht war indeß, dafür zu sorgen, daß Elisabeth überhaupt nicht wieder dorthin zurückkehren sollte. Von Ottmar sprach er mit ihr als von ihrem Bräutigam und zwar im Beisein des Fräulein Süter, die darüber vor Schrecken fast außer sich gerieth. Nachdem er ihr noch einige beruhigende und ermuthigende Worte gesagt, nahm er „auf kurze Zeit“ Abschied und trat die Reise nach der heimatlichen Stadt an, die er noch am nämlichen Abend erreichte.

Am folgenden Morgen begab er sich in das Haus des Hofraths.

Er wünschte diesen zuerst zu sprechen, bevor er die Frau Hofräthin begrüßte; der Zufall fügte es jedoch, daß sie ihm im Vorsaale begegnete, und so konnte er nicht umhin, bei ihr zuerst einzutreten.

Sie zeigte sich freudig überrascht, ihn so plötzlich erscheinen zu sehn, nachdem er fast ein Jahr in der Ferne gewesen, und dann begann sie ihn mit Fragen zu bestürmen, ob er Süter und Elisabeth getroffen, ob die unangenehme Angelegenheit erledigt sei u. s. w. Und bevor er noch dazu gekommen war, eine Frage zu beantworten, sprach sie von der bevorstehenden silbernen Hochzeit und gab ihre Freude zu erkennen, daß er noch rechtzeitig eingetroffen sei, um dem Feste beiwohnen zu können.

Sie kannte seine bisweilen äußerst schroffe Art sich auszudrücken, und es fiel ihr daher nicht besonders auf, als er antwortete:

„Ich weiß nicht, wie es mit Ihrer silbernen Hochzeit werden mag, Frau Hofräthin; ich denke aber jetzt an eine Festlichkeit anderer und doch verwandter Art, die mich mehr interessirt und deren willen ich mit Ihnen und mit dem Herrn Hofrath sprechen will.“

„Versteh' ich Sie recht?“ fragte sie.

„Wohl noch nicht. Es ist die Vermählung Ihrer Tochter, woran ich denke.“

„Ich will Ihnen gestehn, Herr Harder, daß ich längst geahnt habe, daß Sie einmal davon sprechen würden; ich will Ihnen auch sogleich sagen, daß ich meine Einwilligung gern zu dieser Verbindung geben werde, und ich zweifle nicht, daß mein Mann —“

„Erlauben Sie, daß ich Sie unterbreche, Frau Hofräthin! Ich sagte Ihnen noch nicht, wen ich mit Elisabeth verbunden zu sehn wünsche, und ich zweifle, daß Sie Ihre Einwilligung bereitwillig geben werden, wenn ich Ihnen den Mann nenne: es ist mein Freund Ottmar.“

Sie blickte ihn mit großen Augen an.

„Mein Freund Richard Ottmar, Frau Hofräthin!“ wiederholte Harder. „Es kann Ihnen nicht entgangen sein, daß er und Elisabeth einander lieb gewonnen haben.“

„Könnten Sie wirklich fähig sein, Herr Harder, Ihren Spott mit mir treiben zu wollen?“ rief die bitter enttäuschte Hofräthin.

„Ich spotte keineswegs“, erwiederte Harder. „Wär' ich dazu geneigt, so hätte mir der Irrthum, worin Sie bezüglich meiner bis diesen Augenblick befangen gewesen zu sein scheinen, allenfalls Anlaß bieten können. Es war indeß nicht meine Absicht, das Anliegen meines Freundes zuerst Ihnen vorzutragen; ich hatte guten Grund, vorher den Herrn Hofrath davon in Kenntniß zu setzen. Ich möchte dies nun ungesäumt thun. Kann ich den Herrn Hofrath jetzt sprechen?“

„Sie werden erlauben, daß ich Ihrer Unterredung mit meinem Manne beiwohne!“ sagte die Hofräthin.

„Ich kann dem Herrn Hofrath vielleicht einige Mittheilungen zu machen haben, die nicht für Ihr Ohr sind, Frau Hofräthin. Indeß, ich habe nichts dagegen, wenn Sie gegenwärtig sein wollen, während ich ihm meinen und meines Freundes Wunsch vortrage. Wenn es Ihnen denn gefällig ist, Frau Hofräthin, bitt' ich Sie, mich zu begleiten.“

Sie gingen, um den Herrn Hofrath in seinem Arbeitszimmer aufzusuchen.

An der Thür desselben angelangt, pochte Harder an.

Das gewohnte etwas scharfe „Herein“ ließ sich nicht vernehmen.

„Er hört etwas schwer, aber er ist darin, öffnen Sie nur!“ sagte die Hofräthin.

Harder öffnete und beide traten ein.

Der Herr Hofrath, der im Armstuhle vor seinem Schreibtische saß, schien ihren Eintritt gar nicht zu bemerken, er wandte den Kopf nicht.

Harder trat näher, redete ihn an, trat ganz nahe und sah ihm ins Gesicht.

„Hier ist nichts mehr zu thun“, sagte er dann. „Lassen Sie sich nicht zu unangenehm überraschen, Frau Hofräthin! Dieser Herr ist nicht mehr, er ist gewesen.“

So war es in der That. Den Herrn Hofrath hatte ein Schlagfluß getödtet.

Die Hofräthin stieß einen Schrei aus, sie stürzte nach der Klingel, sie hieß das Mädchen, welches erschien, zum Arzte eilen und warf sich dann Hände ringend auf einen Stuhl.

Harder sah den Todten noch einmal genau an und sagte dann:

„Es bedarf hier keines Arztes mehr, Frau Hofräthin. Verlassen wir dieses Zimmer. Ich würde im Augenblicke nichts weiter thun können, als mich entfernen, um die Gattin ihrem gerechten Schmerze zu überlassen, wenn die Umstände gewöhnlicher Art wären. Aber“, fügte er mit einem Blick auf den Todten hinzu, „dieser Verlust ist ein Gewinn.“

„Herr Harder!“ rief die Hofräthin mit einem mehr erstaunten als vorwurfsvollen Blicke.

„Ich darf Sie gegenwärtig nicht weiter belästigen“, fuhr er fort, „ich behalte mir vor, nach einigen Tagen wieder mit Ihnen zu sprechen; ein paar Worte muß ich Ihnen jedoch noch sagen, bevor ich Sie verlasse. Bitte, kommen Sie, Frau Hofräthin.“

Sie begleitete ihn nach einem andern Zimmer.

„Mein Gott, welch harter Schlag!“ jammerte sie, indem sie sich auf einem Sofa niederließ. „So plötzlich, so schrecklich! Und meine Tochter ist nicht daheim! Es muß ihr sofort telegraphirt werden, daß sie ohne Verzug nach Hause reist!“

„Nein, Frau Hofräthin, dem widersetz' ich mich. Elisabeth darf dem Sarge dieses Todten nicht folgen, denn dieser Mann, der da drüben im Stuhle lehnt und der in seinen Sünden dahin gefahren ist, wie seine frommen Freunde sagen würden, wenn es sich um einen handelte, der nicht zu ihrer Zunft gehört, dieser Mann hat Elisabeth um ihren Vater bestohlen —“

Hier stieß die Frau Hofräthin wieder einen Schrei aus, der das Ohr peinlich berührte, aber nichts Affectirtes hatte.

„Ja, er hat dem Vater die Kinder und den Kindern den Vater gestohlen“, fuhr Harder fort. „Er beraubte den Bruder, stieß ihn in die Wellen und glaubte ihn todt. Aber Karl Arndt wurde gerettet, er lebt und ist

heute noch mein intimer Freund. Vollkommen genau unterrichtet, wie ich, war es auch Herr Ebert und Sie begreifen darnach, weshalb dieser nun heimgegangene Herr Ihnen so große Abneigung bewies. Elisabeths Vater hat seine Einwilligung zur Verbindung seiner Tochter mit Ottmar bereits gegeben; Elisabeths Mutter aber hat, denke ich, ihre Rechte in dieser Beziehung verwirkt. Ich bin von Natur nicht hart, Frau Hofräthin, und ich fühle wohl, daß es unter andern Umständen grausam und schrecklich sein würde, in einem Trauerhause Eröffnungen zu machen, wie ich sie soeben gemacht habe; im gegenwärtigen Fall aber trug ich kein Bedenken, sie zu machen, ich hielt es für nothwendig. Und — um doch nicht ohne ein Trostwort zu scheiden, so gut es hier möglich ist — das heutige Ereigniß ist eigentlich ein Glück für Sie, denn, kam es zur silbernen Hochzeit, so machten Sie sich eines nach hiesigen Gesetzen schweren Vergehens schuldig, Sie wären eine Doppelehe eingegangen, und davor hat Sie dieser rechtzeitige Schlagfluß bewahrt. Es ist niemand weiter gestorben, als Ihr verbrecherischer Schwager, Sie sind nicht Wittwe, obwohl Sie freilich Ihren Gemahl verloren haben. Was die Angelegenheit anlangt, die mich heute hierherführte, so werde ich nach einigen Tagen bereit sein, alles Erforderliche darüber mitzutheilen."

Er entfernte sich. Die Unglückliche hatte während

seiner letzten Rede keine Silbe geäußert. Die Hände vor die Augen gedrückt, schwer athmend, hatte sie gehört, was ihr Ohr schrecklicher berührte, als wenn sie ihr Todesurtheil vernommen hätte.

Als Harder im Begriff war, aus dem Hause zu treten, begegnete ihm der Sohn der Hofräthin, welcher längst nicht mehr im Hause seines vermeintlichen Vaters wohnte und jetzt kam, um mit demselben zu sprechen.

Er war erfreut, Harder zu sehn, von dessen Heimkehr er noch nichts wußte, obwohl ihm bekannt gewesen war, daß sie um diese Zeit zu erwarten stand.

Harder theilte ihm mit, welches Ereigniß dieses Haus soeben erfahren hatte. Er erwog einen Augenblick, ob er nicht Karl sogleich mit sich nehmen solle, um ihm einige unvermeidliche Mittheilungen zu machen. Eine Regung des Mitleids jedoch, deren willen er sich selbst beinahe tadelte, des Mitleids mit der unglücklichen Frau, bestimmte ihn, Karl jetzt nicht aufzuhalten.

„Gehen Sie zu Ihrer Mutter, die Sie in Verzweiflung finden werden", sagte er; „suchen Sie sie zu beruhigen, aber versäumen Sie nicht, noch im Laufe des Tages mich zu besuchen."

## 5.

### Begräbniß.

Harder säumte nicht, sofort an Süter zu schreiben, um ihn noch dringender, als es bereits geschehn, aufzufordern, Elisabeth's Heimkehr jetzt keinenfalls zu gestatten. Sie wußte nicht, daß der Mann, dessen Tod sie natürlich sofort erfahren mußte, nur ihr Oheim und nicht ihr Vater gewesen war und sie hielt es jedenfalls für eine Pflicht der Pietät, bei seiner Bestattung gegenwärtig zu sein. Das wollte Harder verhüten. Es war freilich nicht thunlich, sie augenblicklich aufzuklären, und so war es natürlich, daß sie den Todten als ihren Vater beweinte. So mag dies wenigstens nur in der Ferne geschehn, dachte Harder, das arme Mädchen soll ihre ächten Thränen nicht bei Gelegenheit einer Feierlichkeit vergießen, wo die Scheinheiligkeit zu Ehren eines der nichtswürdigsten Verbrecher wahrscheinlich eine große Rolle spielen wird. — Ueberdies hielt er es aus mehr als einem naheliegenden Grunde für nothwendig, Elisabeth zum wenigsten nicht eher mit ihrer Mutter zu-

sammenkommen zu lassen, als bis er selbst wieder mit dieser gesprochen haben würde. War es möglich, so gedachte er sie einander gar nicht wieder begegnen zu lassen.

Am Nachmittage fand sich Karl bei Harder ein. Er erwähnte, daß ihn seine Mutter wiederholt gefragt hatte, ob er lange mit Harder gesprochen und ob ihm dieser irgendwelche Mittheilungen gemacht habe.

„Wenn es nicht indiskret erscheinen würde, Karl", sagte Harder, „so würde ich meinerseits an Sie die Frage richten, ob und wie Ihre Frau Mutter sich etwa über mich geäußert hat."

„Ich kann wohl sagen, in keiner Weise", antwortete Karl; „und das ist natürlich, sie hat zu viel an sich selbst und an den Trauerfall zu denken."

In Folge dieses sogenannten Trauerfalls hatte Harder seine Entschlüsse, was das zu beobachtende Verfahren anlangt, einigermaßen verändert. Die Umstände hatten sich durch den Tod des Hofraths vereinfacht. Er trug jetzt wenig oder gar kein Bedenken mehr, die Personen, die über lang oder kurz doch unterrichtet werden mußten, sofort aufzuklären. Wollte er die Hofräthin schonen, so konnte dies nur geschehn, indem er ihre beiden Kinder des Vaters beraubt ließ, und dies erschien ihm als das am wenigsten zu rechtfertigende Verhalten. Er entschloß sich daher, Karl die Wahrheit mitzutheilen.

„Ich habe jetzt eine sehr traurige Aufgabe, lieber

Karl", sagte er. „Ich vermochte Ihrer Frau Mutter keinen Trost zu bieten, im Gegentheil, ich mußte ihren Kummer steigern. Denselben schlimmen Dienst muß ich auch Ihnen leisten. Was kann peinlicher sein, als wenn man einem Sohne Mittheilungen machen muß, wodurch die Achtung und die Liebe, die er seiner Mutter zollt, nothwendigerweise verringert werden muß. Zum Glück werde ich Ihnen aber nicht lauter Schlimmes zu sagen haben, ich kann Ihnen auch die gute Nachricht geben, daß Ihr Vater in Wahrheit nicht gestorben ist, daß er noch lebt und ein höchst ehrenwerther Mann ist."

Er gab hierauf Karl Aufklärung über seine Familienverhältnisse.

„Was Sie mir mitgetheilt haben, schmerzt mich meiner Mutter willen", sagte Karl, nachdem er Alles vernommen hatte; „aber Sie haben recht, Sie konnten sie nicht schonen, wenn Sie dem Vater und Elisabeth gerecht werden wollten. Denn von mir spreche ich nicht, auf mich würden Sie auch wenig Rücksicht genommen haben, hätten Sie gewußt, welche Schuld auf mir selber lastet. Ich hatte meinem — meinem Oheim versprochen, diese Schuld niemand zu entdecken. Unter den obwaltenden Umständen bin ich aber Ihnen gegenüber dieses Versprechens quitt und will Sie nun auch über mich aufklären."

Er erzählte Alles, was er begangen und wie er dadurch Ottmar ins Unglück gebracht hatte. Er verschwieg

aber auch nicht, welchen Antheil der Verstorbene an seinem Verbrechen gehabt und daß er mehr aus Rücksicht auf diesen und die Familie als auf sich selbst Stillschweigen beobachtet hatte.

„Eine unglückliche Familie!“ rief Harder, als jener seine Erzählung beendigt hatte. „Karl, wir wollen hoffen, daß nicht noch ein neues Unheil zu Tag kommt und daß euch Allen das Geschick endlich Ruhe und Frieden gönnt, so weit diese möglich sind! Ihr Vater wird Ottmar, den er lieb hat, obwohl er ihn noch nie sah, nicht weniger lieben, wenn er erfährt, daß er für seinen Sohn so schwer gelitten hat. Ich hatte Ottmar die unangenehme Aufgabe zugedacht, Elisabeth in passender Weise das Nämliche mitzutheilen, was Sie soeben durch mich erfahren haben. Wollen Sie nicht diese Aufgabe für Ottmar übernehmen? Sie werden ihm damit einen großen Gefallen thun und überdies dürfte es auch das Schicklichste sein, wenn Sie, der Bruder, Elisabeth die trüben Familiengeheimnisse entdecken, die sie doch einmal kennen lernen muß.“

Karl erklärte sich bereit dazu.

„Wenn sie noch Sympathien für ihre bisherigen frommen Bekannten hat, so wird sie durch diese Eröffnungen gründlich davon geheilt werden“, sagte er.

„So viel ich erfahren habe, ist sie ja schon vollkommen davon geheilt“, erwiederte Harder. „Sie sagten mir, Karl, daß Sie mit Jahresschluß von Ihrem Amte

zurücktreten werden. Ich weiß nicht, ob Sie bereits einen Plan für die Zukunft haben, doch scheint mir jetzt sehr nahe zu liegen, was Sie thun könnten. Sie sollten zu Ihrem Vater nach Callao gehen."

„Nach dem, was er von mir erfahren wird, werde ich ihm wohl schwerlich ein willkommener Gesellschafter sein können."

„Machen Sie sich darum jetzt keine Sorge weiter, lieber Karl. Ich weiß, daß dem armen Manne, der über alle Vorstellung gelitten hat, keine größere Freude bereitet werden könnte, als wenn wenigstens Sie zu ihm kämen, da er doch darauf verzichten muß, auch Elisabeth bei sich zu sehen."

„Die Mutter muß dann ganz einsam bleiben."

„Ja, sie muß einsam bleiben, Karl, und Sie bemitleiden Ihre unglückliche Mutter, das ist natürlich; — aber wird sie nicht selbst die Einsamkeit suchen wollen? Es ist drückend, allein zu stehen; aber würde für sie die Gesellschaft ihrer Kinder nicht noch drückender sein müssen?"

„Es kann ihr nicht verborgen bleiben, daß ich Alles weiß und daß Elisabeth Alles erfahren wird", sagte Karl; „aber mir wird es schwer fallen, ihr dies zu eröffnen und ich will sie wenigstens während dieser Tage damit verschonen."

„Sie haben Recht, Karl, und da ich demnächst doch wieder mit der Frau Hofräthin sprechen werde, will

ich Ihnen die peinliche Eröffnung ganz ersparen: Ihre Mutter soll durch mich erfahren, daß Sie unterrichtet sind, und das wird erst nach dem Begräbniß geschehen.“ —

Dieses Begräbniß fand ein paar Tage nachher statt und man hatte seit langer Zeit kein so außerordentlich pomphaftes in dieser Stadt gesehen. Von den „Frommen“ fehlte keiner in dem langen Zuge, welcher trotz rauhem Spätherbstwetter und Straßenkoth dem Sarge folgte, denn es galt ja nicht nur einem der angesehensten, sondern vor allen Dingen auch einem der frömmsten Männer die letzte Ehre zu erweisen und da durfte man nicht darnach fragen, ob man sich einen bösen Schnupfen holen werde. Dem langen Zuge dieser Herren schloß sich eine nicht minder lange Wagenreihe an, begleitet von Palmzweigträgern. Schon am Todestage hatte man in den Zeitungen gelesen: „Unsre Stadt ist plötzlich durch einen herben und unersetzlichen Verlust in tiefe Trauer versetzt worden. Der auch in weitern Kreisen hochgeachtete u. s. w.“ Am Grabe nun setzte der frömmste Geistliche der Stadt in einer sehr langen Rede auseinander, warum man die Trauerkunde nothwendigerweise allgemein mit Bestürzung habe vernehmen müssen und warum man jetzt vor Frost zitternd und bebend so zahlreich hier versammelt stehe. Die Verdienste des treuesten aller Staatsdiener, der unermüdlich gearbeitet hatte, des loyalen Mannes, der wür-

dig war einem Fürsten zu dienen, wie demjenigen, durch den dieses Land beglückt war, und dessen Ehrenzeichen zu tragen, desgleichen die Verdienste des allezeit opferwilligen Freundes, des musterhaften Gatten und ebenso musterhaften Vaters, vor Allem aber die Verdienste des durch eine ächt christliche Gesinnung und die reinste Frömmigkeit ausgezeichneten Mannes, diese und hundert andre Verdienste wurden hier in ein helles und schönes Licht gesetzt, sozusagen mit geistlichbengalischem Feuer beleuchtet, und vielen Zuhörern würde diese Rede unfehlbar die Augen mit Thränen gefüllt haben, wenn dies nicht schon der scharfe Herbstwind gethan hätte.

Noch am nämlichen Abend erschien auch diese Rede in etlichen Blättern im Auszuge, in der offiziellen Zeitung sogar vollständig. Desgleichen las man da eine ausführliche Schilderung der ganzen Begräbnißfeierlichkeit. Und dann die zahlreichen Nachrufe theils in Prosa, theils in Versen! Wie wurde darin der hochverdiente Beamte, der edle Dulder, der warme Patriot, der unersetzliche Freund, erhoben, gepriesen, gefeiert, bewundert, beklagt, beweint, er, der nun jenseits unter Palmen wandelte und der ewigen Freude genoß, die er sich durch seine zahllosen edeln Thaten hienieden so sauer verdient hatte.

Es lief auch schon eine Subscriptionsliste in der Stadt um, zur Zeichnung von Beiträgen für ein prachtvolles Denkmal.

Als Fräulein Süter in Hannover dies Alles las,

gerieth sie beinahe in Verzweiflung, daß sie nicht anwesend hatte sein dürfen. Sie hatte sich gefreut, nach ihrer Rückkehr von der Reise sogleich einer silbernen Hochzeit beiwohnen zu können und als sie sich dieser Freude beraubt sah, hätte sie wenigstens der Begräbnißfeierlichkeit beiwohnen mögen. Sie hatte ihrem Bruder durchaus nicht gehorchen wollen, als dieser, der empfangenen strengen Weisung zufolge, ihr sagte, daß sie und Elisabeth noch in Hannover bleiben müßten. Anfangs hatte Elisabeth die Opposition des Fräuleins unterstützt, dann aber war von der Frau Hofräthin selbst ein Briefchen gekommen, welches sagte, daß wichtige Gründe die Gegenwart Elisabeths verböten und so hatte man sich fügen müssen. Elisabeth war noch viel zu bestürzt durch die plötzliche Trauerkunde, als daß sie viel über das auffällige und unerklärliche Verfahren ihrer Mutter hätte nachdenken können; Fräulein Süter aber zerbrach sich den Kopf nicht wenig über die wichtigen Gründe, die einer Tochter verbieten konnten, dem Begräbnisse ihres Vaters beizuwohnen, und ihr Bruder, der sich selbst sehr darüber wunderte, vermochte ihr keine Aufklärung zu geben.

Die Frau Hofräthin ließ am Tage nach dem Begräbnisse Harder um einen Besuch bitten und er folgte dem Rufe sogleich.

Er fand die in tiefe Trauer gekleidete Dame verweint und zerknirscht, indeß entging es Harder nicht,

daß sie im Grunde doch schon weit gefaßter war, als er erwartet hatte. Doch war dabei nichts zu verwundern, denn sie dankte diese zeitige Fassung vermuthlich ihrer Frömmigkeit.

Es schien ihr daran gelegen zu sein, dem Manne gegenüber, den sie in ihre Geheimnisse eingeweiht wußte, ihr Verhalten, wo nicht zu rechtfertigen, doch in einem nach Möglichkeit milden Lichte erscheinen zu lassen. Ueberdies hatte er ihr bis dahin noch keine nähern Mittheilungen gemacht und er mußte ihr jetzt alles Geschehene im Zusammenhange erzählen. Das ließ sich nicht vermeiden, wie schwer es ihm auch fiel, die unerbauliche Geschichte nochmals vorzutragen.

„Sie vermögen sich nicht in meine damalige Lage zu denken, Herr Harder", sagte sie, nachdem sie Alles gehört hatte. „Die Briefe, die ich aus Helgoland empfing, täuschten mich vollkommen; ich besitze sie noch und könnte sie Ihnen vorlegen: Sie würden dann begreifen, daß ich sie für ächt halten mußte. Die Zeitungen meldeten gleichfalls den Tod des Geflüchteten. Ich war der Ankunft meines Mannes gewärtig und als er — als mein Schwager endlich bei mir eintrat, meint' ich im ersten Augenblicke wirklich, Karl eintreten zu sehn. Meine Kinder, die sich bei mir befanden, sprangen ihm sogleich entgegen, begrüßten ihn als Vater, hüpften freudig an ihm empor und er nahm sie in seine Arme, herzte und küßte sie — dann, als er von ihnen

abließ, sich aufrichtete und mir in's Auge sah, erkannte ich meinen Irrthum. Ich glaubte zu träumen, ich sträubte mich gegen die Wahrheit — es war ja unmöglich! ach, und doch war es nicht anders! Er war natürlich vorbereitet auf mein Staunen und meine Bestürzung. Er führte die Kinder in's Nebenzimmer, er redete ihnen schmeichelnd zu, dort in Geduld ein wenig zu warten, weil er ein paar Worte allein mit der Mutter sprechen müsse. Er kam zu mir zurück, er sah meine Angst, die mich unfähig machte eine Frage zu thun. Beruhige Dich, sagte er, Du sollst sofort aufgeklärt werden; und nun erzählte er mir ein Mährchen vom Tode meines Mannes, welches ich glaubte und noch diesen Augenblick glauben würde, wenn Sie mir nicht die schreckliche Wahrheit enthüllt hätten. Mein Mann, sagte er, sei während der Nacht in Folge einer Unvorsichtigkeit über Bord gefallen; niemand im Schiffe außer ihm, dem Bruder, habe dies bemerkt und nun, nachdem das Unglück einmal geschehen, sei er auf den Einfall gekommen, seine Aehnlichkeit mit dem Ertrunkenen, sowie dessen Kleider, Papiere u. s. w. zu benutzen, um seine Stelle einzunehmen. Warum solltest Du Dich nun gegen das Unvermeidliche sträuben, sagte er, was könnte es Dir frommen, wenn Du auftreten und mich verrathen wolltest? Du würdest mich vernichten, ja! aber zugleich würdest Du Dich und die Kinder unglücklich machen. Bedenke: man weiß, daß wir bereits seit

Wochen Briefe gewechselt haben; niemand zweifelt an meiner Identität; schon während der Reise habe ich mit einigen unserer Bekannten gesprochen; auf dem Wege vom Bahnhofe bis hierher haben mich verschiedene Personen als den Hofrath Arndt gegrüßt, mit einem Herrn hab' ich sogar einige Worte gesprochen, er wünschte mir Glück zur Heimkehr zu den Meinigen und bedauerte, daß mir das Seebad nicht bessern Nutzen gebracht habe. Du selbst hast mich im ersten Augenblicke als Deinen Mann aufgenommen und die Kinder da drüben brennen vor Ungeduld wieder bei mir zu sein. Wolltest Du mich nun verderben und Deinen Irrthum bekannt machen, so würdest Du wohl Mitleid finden, aber neben dem Mitleid zugleich Spott, ein großer Theil der Leute würde Deine Lage lächerlich finden; Du würdest Dir einbilden recht zu handeln, aber dabei im Elend sitzen. Schon die Rücksicht auf die Kinder muß Dich zum Nachgeben bewegen. Gehst Du auf meinen Plan nicht ein, so bist Du mittellos und nicht im Stande, die Kinder ordentlich zu erziehen. Sie vermissen den Vater nicht, sie sehen ihn in mir; wär' es nicht grausam, sie aus dem süßen Wahne zu reißen? Wenn Du schweigen kannst, bin ich vor Entdeckung sicher; niemand ahnt, wer ich bin, jedermann hält mich für den Verstorbenen; die Funktionen, die er hier haben sollte, kenne ich genau, ich bin dem Amte vollkommen gewachsen, und was die übrigen Verhältnisse anlangt, so wirst Du mich in die

wenigen Specialitäten einweihen, die ich noch nicht gehörig kenne; es werden in der That nur sehr wenig sein. Also, hier meine Hand, schlag' ein und laß uns einig sein! — Ich saß sprachlos, es war mir noch Alles wie ein Traum, ich vermochte es noch nicht zu fassen. Ich begreife, fuhr er fort, Du bist noch zu sehr unter dem Einflusse der plötzlichen Ueberraschung. Das wird sich bald geben und um Dir es leichter zu machen, Dich an die neue Lage zu gewöhnen, will ich mich gleich häuslich geberden. Er zog die Klingel, befahl dem Dienstmädchen, seinen Schlafrock zu bringen, nannte mich in ihrem Beisein liebe Frau und ich war schwach genug, mir einzubilden, daß ich, indem ich gegen einige derartige kleine Manöver nicht sofortigen Widerspruch erhob, mich schon zu sehr gebunden habe, um von dem Abgrunde noch zurückzutreten und die Anklägerin des Eindringlings werden zu können. So verfloß ein Tag und noch ein Tag und ich war wirklich gebunden. Sie müssen Mitleid mit mir haben, Herr Harder! Was soll ich meinen Kindern sagen! Ich sehe ein, daß ihnen nichts verheimlicht werden kann, aber wie soll ich Worte finden, sie zu unterrichten!"

„Ihr Sohn ist jetzt bereits unterrichtet, Frau Hofräthin. Unabweisbare Rücksichten machten es nothwendig, ihn sogleich in Kenntniß zu setzen, und dies habe ich soeben gethan. Zugleich habe ich ihn gebeten, Elisabeth mitzutheilen, daß ihr Vater noch am Leben

ist und ich zweifle nicht, daß er diese Mittheilung in der rücksichtsvollsten Weise machen wird."

„Es ist mir lieb, daß Sie dies gethan haben. Lassen Sie meinen Sohn auch wissen, was ich Ihnen soeben mitgetheilt habe, ich meine, wie ich zu meinem Verhalten gedrängt wurde."

„Dies werde ich nicht unterlassen. Und eine Frage möchte ich mir erlauben, Frau Hofräthin: erscheint Ihnen jetzt, da Sie Alles wissen, das Verhalten Ihres Gemahls nicht auffällig? Drängt sich Ihnen nicht die Frage auf, warum er so lange Jahre in der Verborgenheit geblieben und sich kaum wenigen verschwiegenen Freunden anvertraut haben möge, anstatt aufzutreten und sein Recht zu suchen?"

„Der Umstand ist auffällig, aber ich weiß ihn nicht zu erklären."

„Doch scheint mir die Erklärung so nahe zu liegen, Frau Hofräthin! Ich kann sie Ihnen geben. Er handelte so und trug sein schweres Mißgeschick heldenmüthig blos aus Rücksicht auf seine Kinder, die er schonen wollte. Er fürchtete, ihre Jugend zu trüben und sie unglücklich zu machen, wenn er die Wahrheit enthüllte."

„Er hat recht gehabt."

„Ja, vielleicht. Obwohl wir Andern geneigt waren, es ihm als Schwachheit auszulegen; aber es gehörte vielleicht eine seltene Stärke dazu, um in solcher

Weise schwach zu sein! Jedenfalls brachte er damit ein schweres Opfer, denn er verzichtete darauf, seine Kinder zu sehen. Auch jetzt kann er nicht nach Europa zurückkehren, zum wenigsten nicht unter seinem Namen, denn dies würde nur thunlich sein, wenn er zugleich unser Geheimniß öffentlich bekannt machte, und dies will er nicht, weil er dadurch immer noch die Kinder unglücklich zu machen fürchtet. Ich habe Karl den Rath ertheilt, sich zu seinem Vater nach Callao zu begeben."

„Hat Karl diese Absicht?"

„Bis jetzt hat er sich wohl noch nicht fest entschlossen, ich hoffe aber, daß es geschehen wird. Er fühlt sich hier nicht mehr wohl; er hat mir gestanden, wie es sich mit der Handlung verhielt, die man Ottmar zur Last legte."

„Auch das hat er Ihnen gestanden?"

„Ja, Frau Hofräthin; und bei der Gelegenheit erfuhr ich zugleich, daß Karl seine That hauptsächlich deshalb zu gestehen zögerte, weil sein vermeintlicher Vater der Hauptschuldige war, denn Karl war nur mit fünfhundert Thalern betheiligt, die übrigen dreitausend hatte der Mann unterschlagen, der gestern so feierlich bestattet worden ist und dessen Lob in allen Zeitungen steht, die demokratischen ausgenommen, die nicht wissen, was Frömmigkeit ist. Der fromme Dulder, wie ihn der gewiß nicht weniger fromme Leichen-

redner genannt hat, hatte für gut befunden, in diesem Falle den armen Ottmar für sich dulden zu lassen — und auf diesen letztern möchte ich nun zurückkommen."

„Herr Harder", sagte die Hofräthin, die jetzt plötzlich wieder in den Ton gerieth, in welchem sie früher zu sprechen gewohnt gewesen war, „ich weiß, was Sie sagen wollen, und ich wünsche ein langes Gespräch über diesen Gegenstand zu vermeiden. Lassen Sie uns kurz sein. Ich habe meinen Entschluß gefaßt. Ich lasse geschehen, was zu verhindern nun nicht mehr in meiner Macht liegt. Ich gebe meine Einwilligung; aber die Vermählung kann nicht hier stattfinden. Ich muß überhaupt darauf verzichten, Elisabeth wiederzusehen. Es wird keine Schwierigkeit machen, daß sie vorläufig in Hannover bei Süter's Verwandten bleibt. Ich ersuche Sie, Alles zu thun, was Sie in der Angelegenheit zu thun vermögen. Uebrigens werde ich sogleich an den Professor schreiben und diesen bitten, das Weitere zu vermitteln. Was Sie anlangt, Herr Harder, so wünsche ich, daß Ihr heutiger Besuch der letzte gewesen sei, den Sie mir machen. Haben Sie mir in der Angelegenheit noch Mittheilungen zu machen, so bitte ich Sie, dies schriftlich oder durch Karl zu thun. Unsre so vollständig geänderten Verhältnisse werden Ihnen meinen Wunsch leicht erklären. Ich muß mir fortan die strengste Zurückgezogenheit zur Pflicht machen und

mich auf den Umgang solcher Personen beschränken, die in der Gesinnung, namentlich hinsichtlich der Religion, des Glaubens, mit mir übereinstimmen und mein nur noch der Andacht und Buße gewidmetes Leben durch widersprechende Ansichten nicht stören."

Sie war durch diese sehr schnell gesprochene Rede beinahe außer Athem gekommen. Harder hatte kein Wort zu erwiedern, er war mit Allem vollkommen einverstanden.

Er erhob sich, um sich zu empfehlen. Sie reichte ihm nicht, wie es ehemals stets geschehn war, zum Abschiede die Hand, und dies nahm er nicht übel, denn er hätte sich vielleicht aus Dankbarkeit verleiten lassen, diese Hand freundschaftlich zu drücken, weil man ihm keine unnützen Schwierigkeiten weiter gemacht und sich so rasch in das Unvermeidliche gefügt hatte. —

Der ungesunde Familienkörper zersetzt sich und die Elemente suchen neue Verbindungen! dachte Harder, während er das Haus verließ.

Dieses Haus, dessen Fensterscheiben eine eigenthümliche Rolle in der Geschichte der Familie Arndt gespielt hatten, sollte auch von der Frau Hofräthin bald verlassen werden, denn einige Monate später bezog es der Nachfolger des verstorbenen Herrn Hofraths.

Die scheinbare Wittwe des letztern hielt übrigens Wort in Allem, was sie gesagt hatte. Sie sah ihre Tochter nie wieder. Einen Herzlichkeit und Liebe ath-

menden Brief, den Elisabeth an sie schrieb, beantwortete sie mit wenigen Zeilen, worin sie sagte, es werde ihr stets lieb sein, Briefe von Elisabeth zu empfangen, doch möge diese nicht auf jeden einzelnen eine Antwort erwarten.

Sie ging fortan wirklich nur noch mit Frommen vom reinsten Wasser um und sah sich in den Kreisen derselben bald wie eine Heilige verehrt. Man beklagte die arme Frau, die von ihren ungehorsamen und undankbaren Kindern verlassen war, und bewunderte die unvergleichliche Geduld und fromme Ergebung, womit die Edle ihr Märtyrerthum ertrug.

## 6.

### Neues Leben.

Karl Arndt benutzte ein paar freie Tage, die er sich verschaffte, um zu seiner Schwester zu reisen und ihr mitzutheilen, was nicht länger ein Geheimniß für sie bleiben konnte. Er beschränkte sich in seinen Eröffnungen auf das Nothwendige und bemühte sich, so schonend als möglich zu sprechen, um für Elisabeth die Trauerkunde zu mildern, denn eine solche mußte für sie doch bleiben, was sie vernahm, und geraume Zeit sollte vergehen, bevor sie sich darüber einigermaßen zu beruhigen vermochte.

Auch den Professor Süter konnte man nicht ohne Aufklärung lassen. Er sträubte sich anfangs, zu glauben, was man ihm mittheilte, und als er nicht länger zweifeln konnte, wich seine anfängliche Bestürzung einer Entrüstung, wie sie den in der Regel ruhigen und gelassenen Mann vielleicht noch niemals erfüllt hatte.

„Wenn ich jemals ein gegebenes Versprechen bereut habe, Karl“, sagte er, „so ist es sicherlich jetzt der Fall;

ich hätte Ihnen kein Stillschweigen versprechen sollen. Ich bin nie ein Freund der Rache gewesen, aber solche Dinge sollten doch nicht ungeahndet bleiben!"

„Ich will nicht von mir sprechen, Herr Professor", antwortete Karl, „denn Sie wissen ja jetzt, daß ich bereit gewesen bin, meine Betheiligung an dem Geschehenen zu veröffentlichen. An wem ließe sich denn nun noch Rache nehmen, nachdem der Hauptschuldige aufgehört hat zu leben? nur noch an meiner Mutter, die schon schwer genug büßt, wie ich glaube. Am empfindlichsten aber würde die Rache die Unschuldigen treffen, gerade diejenigen, die Ihnen lieb sind: Elisabeth und Ottmar, und mit ihnen zugleich meinen Vater."

„Ich war mit Ihrem Vater aus früherer Zeit sehr befreundet, er war ein redlicher und liebenswürdiger Mann. Als er dann hierher versetzt worden war, wie ich glaubte und wie jedermann glaubte, fiel es mir allerdings auf, daß er in seinem Wesen und Benehmen sich sehr verändert hatte; indeß schien die Erklärung nahe zu liegen: er hatte sich, so meinte man, das unglückliche Ende seines Bruders zu sehr zu Herzen genommen. Es ist empörend! Lange Jahre einen Mann geehrt, geachtet, ich kann wohl sagen geliebt zu haben und dann hören zu müssen, daß man dies Alles an einen nichtswürdigen Betrüger verschwendet hat — es ist empörend!"

Den Umstand, betrogen worden zu sein, schien der

Herr Professor ganz besonders schmerzlich zu empfinden, und diesem Umstande galt seine Entrüstung zum mindesten in gleichem Grade, als den Verbrechen, die ihm enthüllt worden waren. Zum Glück für ihn war sein Zorn nicht sehr nachhaltig. Er beruhigte und faßte sich schnell genug und hielt schon in den nächsten Wochen, nachdem er nach Hause zurückgekehrt war, wieder öffentliche Vorträge über Gegenstände seines Faches wie über Zeitfragen. Nur in seinem Hause durfte er fortan zu solchem Zwecke keine Gesellschaft mehr versammeln. Seine Schwester duldete dies nicht mehr, die ihm drohte, ihn zu verlassen, wenn er den Frieden des Hauses ferner durch fortschrittliche, rationalistische und überhaupt frivole Gesellschaften und Vorträge trüben werde. Er war so sehr daran gewöhnt, sein Hauswesen unter der Leitung seiner Schwester zu sehen, daß er sich fügte und nur noch außerm Hause Reden hielt.

Im Augenblick aber war Fräulein Süter nicht weniger entrüstet, als ihr Bruder, obwohl aus ganz anderer Ursache. Karl hatte zugleich die Einwilligung seiner Mutter in die Verbindung Elisabeth's mit Ottmar überbracht. Fräulein Süter fand es nun ihrerseits empörend, wochenlang ganz vergebens die Rolle einer strengen Wächterin gespielt zu haben, um ein näheres Einverständniß zwischen zwei Liebenden zu verhüten. In die Geheimnisse der Familie Arndt wurde

sie natürlich nicht eingeweiht. Sie zerbrach sich nun den Kopf darüber, wie sich ihre Freundin zu einer solchen Einwilligung habe entschließen können; sie schmachtete, sie lechzte nach einer Erklärung und drängte nun ihren Bruder zur Heimkehr, weil sie sich sehnte, mit „ihrer lieben frommen Hofräthin" zu sprechen. Die letztere mag ihr in der Folge wohl Alles in wenn auch nicht wahrheitsgetreuer, doch befriedigender Weise auseinandergesetzt haben, denn beide sind vertraute Freundinnen geblieben. Jetzt aber mußte das Fräulein noch einige Tage im Unklaren bleiben, denn bevor der Herr Professor mit ihr nach Hause reiste, wollte er die Angelegenheiten seiner jungen Freunde ordnen, soweit ihm dies oblag. Elisabeth sollte vorläufig im Hause seiner Verwandten bleiben und hier sollte auch einige Monate später ihre Vermählung mit Ottmar stattfinden.

Der letztere kam mit Moritz nach Hannover, wo er sich einige Tage aufhielt, um alles Erforderliche mit Elisabeth zu besprechen. Die hierauf folgende Trennung sollte die letzte sein.

Während Elisabeth zurückblieb und die Geschwister Süter mit Karl nach Hause zurückkehrten, reiste Ottmar mit Moritz nach einer Stadt Mitteldeutschlands, wo er fortan seinem Berufe zu leben gedachte. Er richtete sich hier häuslich ein und traf alle Vorbereitungen, um im kommenden Frühling Elisabeth in ihrer neuen Heimat einführen zu können.

Moritz, der inzwischen nicht versäumt hatte, den beiden Adam die versprochenen Nachrichten zu senden, blieb bei ihm, und begann sich nun mit doppeltem Eifer seinen so lange unterbrochenen Studien zu widmen. Indeß hielt er ebenso wenig wie seine Freunde die auf die langwierigen Reisen verwendete Zeit für eine verlorene.

Karl blieb seinem Entschlusse treu: bald nachdem er seine Stelle aufgegeben und noch vor der Vermählung seiner Schwester nahm er Abschied und trat die Reise zu seinem Vater nach Callao an. Für den letztern machten es die frühern Rücksichten nach wie vor unthunlich, an die definitive Rückkehr nach Europa zu denken. Unter seinem wahren Namen konnte er nicht zurückkehren, und wollte er sich unter einem erborgten Namen einfinden, so konnte dies nur zum Zwecke eines kurzen Besuches geschehen. Den Gedanken an einen solchen gab er auch in der That noch nicht auf: er hoffte seine Tochter und Ottmar noch einmal zu sehen. —

Die Wintermonate waren rasch genug verflossen und alles Herbe und Trübe, was nur zu sehr geeignet gewesen war, die reine Freude zu beeinträchtigen, war zwar freilich nicht vergessen, aber doch gemildert.

Ottmar und Elisabeth waren vereinigt und hatten Abschied von den wenigen Freunden genommen, welche der Vermählungsfeier beigewohnt hatten. Nur Harder ließ es sich nicht nehmen, dem jungen Paar und Moritz

bis zu ihrer übrigens nicht sehr fern gelegenen Heimat, die er selbst noch nicht gesehn hatte, das Geleit zu geben.

„Je mehr ich mir gestehn muß“, sagte er, „daß mit mir selbst nicht Alles ganz so ist, wie es sein sollte, um so mehr freu' ich mich über Sie, Ottmar. Sie haben herbe Proben bestehen müssen, aber Sie sind schließlich dahin gekommen, daß die beiden Richtungen des Ost- und des Westzuges in Ihnen wirklich harmonisch verschmolzen sind.“

„Ich weiß kaum, ob das in so vollkommener Weise der Fall ist“, antwortete Ottmar; „aber ich bin zufrieden. Es war eine Zeit, wo ich mich sehr unbehaglich in der Welt fühlte, aber das ist nun Alles vorüber. Ich sehe die Welt nicht mehr getheilt zwischen einer wilden Hetzjagd auf der einen und einer dumpfen Ruhe auf der andern Seite, und ich vermag mich meiner eigenen Thätigkeit zu freuen.“

„Eine gute Seite entdeck' ich doch auch an mir“, sagte Harder, „ich beneide Euch nicht, Euch drei, sondern ich freue mich nur über Euch. Wenn es mir unbehaglich in der Welt werden will, dann müßt ihr mir jedesmal erlauben, zu kommen und einige Stunden in Eurer Mitte zu weilen: ich werde dann mit neuem Muthe und erfrischt fortgehen können.“

„Werden Sie auch noch einmal nach Rio reisen, Herr Harder?“ fragte Moritz.

„Das ist nicht unmöglich. Ich kann mir wohl denken, weshalb Sie darnach fragen, Moritz; Sie möchten gar zu gern von Ihrer Freundin Eva hören.“

„Das möcht' ich wohl“, antwortete Moritz; „und ebenso vom Herrn Professor Fiedler, dessen Bekanntschaft mir eine Empfehlung fürs ganze Leben ist, wie mir Frau Eva versichert hat. Wird es wohl noch lange dauern, bis sie ihren triumphirenden Einzug in Deutschland halten?“

„Beide werden sich wohl mit dem erhebenden Gedanken daran begnügen müssen. Frau Eva hat, wie ich hörte, den Verdruß gehabt, die Geburtstagsfeier ihres Bräutigams durch die Reaction unmöglich gemacht zu sehen. Jedenfalls aber trägt sich der Herr Professor bereits mit einem neuen und noch glänzendern Plane, wobei die Sparpfennige der armen Dame vollends drauf gehen werden. Sie wird jedoch jedes Opfer freudig bringen, so lange sie den Trost hat, Braut zu bleiben, und diesen Trost wird ihr niemand rauben, am allerwenigsten der Herr Professor selbst. Wo dieser steckt, weiß ich nicht. Er spielt wahrscheinlich in irgend einem Winkel des glorreichen Kaiserthums eine große Rolle. Frau Eva herrscht inzwischen noch über ihre Neger und es steht sonach Alles gut genug. Wenn wir fürchten müssen, daß Herr Fiedler nie zu uns zurückkehren werde, so können wir seinen Verlust

doch allenfalls verschmerzen, denn wir haben ja hier ebenso große und ebenso berühmte Männer im Ueberfluß.“

Als man am Reiseziele angelangt war, sagte Harder:

„Ich will nur einen Blick in Eure Wohnung thun und dann sogleich Abschied nehmen; es ist nur, damit ich weiß, wie die Stätte aussieht, wo ihr weilt und wandelt, damit ich Euch nicht blos in der Luft schweben sehe, wenn ich an Euch denke.“

Ottmar führte den Gast an ein Fenster seiner Wohnung und sagte:

„Sie müssen oft zu uns zurückkehren, Herr Harder, und jedenfalls noch im Laufe des Sommers, wenn Sie eine richtige Vorstellung von unserer Häuslichkeit behalten wollen. Dies hier ist nur unsre vorläufige Wohnung. Ich habe da gegenüber das große Gartengrundstück angekauft und wie Sie sehen, beginnen da vorn schon die Grundmauern eines Hauses aus der Tiefe heraufzuwachsen. Das soll unsre Heimat werden. Mein erstes Werk hier darf doch kein anderes sein als mein eigenes Haus. Und dies“, fügte er, zu Elisabeth gewandt, hinzu, „soll ein Haus werden, worin nur gute Geister und keine Gespenster wohnen, unter denen ich ohne Euch beide, ohne Dich und Moritz, noch heute wandeln würde!“

„Du thatest für mich ungleich mehr“, antwortete

Elisabeth; „die Menschen hatten es verschuldet, wenn Du sie einmal für Gespenster nahmst; mein Wahn aber war der schlimmere: ich hielt Gespenster für Wirkliches und Du hast mich von diesem Wahne befreit.“



---

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Oelckers, Theodor,

Der Allerletzte Roman in neun Büchern

Bd.: 4. Band

Leipzig 1865